

DAS
WERK
MAGAZIN

LEBEN + STADT + KULTUR 02.18

*Wie
organisieren wir
in Zukunft*

Gesellschaft?

DER DIGITALE BÜRGER

> SCHWERPUNKTTHEMA GESELLSCHAFT Seite 8 > WER SIND WIR? Seite 64 > MUSIKSTADT Seite 82

12,- € > WWW.DASWERKMAGAZIN.DE > LEBEN + STADT + KULTUR





BY APPOINTMENT TO
HER MAJESTY THE QUEEN OF DENMARK

GEORG JENSEN

ESTABLISHED 1904



KOPPEL COLLECTION

CELEBRATING 100 YEARS WITH HENNING KOPPEL

GEORG JENSEN FLAGSHIP-STORE MAFFEISTRASSE 4 MÜNCHEN GEORGJENSEN.COM +49 89 24 20 46 90
ERHÄLTICH IM FLAGSHIP-STORE MÜNCHEN, ONLINE SHOP UND AUSGEWÄHLTEN FACHHANDEL

02.18

GESELLSCHAFT

Jeden Tag verhandeln wir in der Stadt, wie wir zusammenleben wollen. Gesellschaft wird in der Stadt gemacht. Doch unsere Städte werden sich in den kommenden Jahren rasant verändern. Sie werden sich in sogenannte Smart Citys verwandeln, um die Probleme zu meistern, die mit der weltweiten Urbanisierung einhergehen. Um dem Kollaps zu entgehen, müssen in der schlauen Stadt globale Antworten auf Energie-, Verkehrs- und Umweltprobleme gefunden werden. Doch wie kann das gelingen? Und welche Rolle haben die Bewohner der Stadt, die Bürger, im Zuge dieser Entwicklung inne?

Im Schwerpunktthema unseres Magazins beschäftigen wir uns mit der zentralen Frage, wie wir in Zukunft Gemeinschaft organisieren. Wir gehen der Veränderung des Bürgerlichen und des Bürgerbegriffs auf den Grund (S. 20ff). Wir durchleuchten die Möglichkeiten und die Gefahren der Smart City (S. 22ff u. 60ff). Der ZEIT-Autor Hanno Rauterberg zeichnet für uns nach, warum die Städte aufgrund der Digitalisierung derzeit einen „Urbanismus von unten“, eine Rückeroberung des öffentlichen Raums durch seine Bürger erleben (S. 46ff). In unserer Diskussionsrunde kommen Unternehmer, Stadtplaner, Unternehmensberater, Startup-Organisatoren und soziale Vereine zu Wort, mit spannenden, teils nachdenklich stimmenden Beiträgen über Zustand und Zukunft unserer Gesellschaft (S. 31ff).

Außerdem sprachen wir mit Staatsministerin Ilse Aigner und dem Generalsekretär der CSU Markus Blume darüber, warum Heimat und Digitalisierung einander nicht ausschließen (S. 52ff).

Wo genau wir im Werksviertel derzeit mit unserer Idee einer lebenswerten, urbanen Stadt stehen, können Sie ab S. 71ff lesen. Ein ereignisreiches Jahr liegt hinter uns! Schauen Sie doch mal vorbei.

Chefredaktion

Daniel Wiechmann



FOLGT UNS
www.daswerkmagazin.de

E-MAIL
redaktion@daswerkmagazin.de

Alles,
 was im Werksviertel
 los ist:
DIE WERKSVIERTEL APP
 Zum Download
 im App Store

<
 Familie: Die kleinste
 Zelle der Gesellschaft.
 Szene aus dem von der
 whiteBOX initiierten
 Kunstprojekt Corps In
 Situ In City, das für
 mehr als einen Monat
 in ganz München zu
 sehen war.

IN Neu

Wer wir sind!

Mit dem Werksviertel entsteht in München ein Stadtquartier, in dem Urbanität vollkommen neu definiert wird. Es ist Heimat der Münchner Start-up- und Gründerszene, Anlaufpunkt

für Kreative, Arbeits- und Gestaltungsraum für Künstler und Musiker der Sub- und Hochkultur. Es ist Lebensraum für Familien.
Das

gier

Werksviertel ist ein Ort, der Spannungen und Energien erzeugt. Der seine Besucher inspirieren und unterhalten will. Es ist ein Ort, der vielschichtig ist. Voller Brüche.

Neugierig. Innovativ. Nachdenklich. Hemmungslos. Frei. Von diesem besonderen Ort aus schauen wir auf München und die Welt und beschäftigen uns mit Fragen der urbanen Lebenskultur.

**Warum machen wir
dieses Magazin?**

Ein Stück lebendige Stadt,
aufregend – im positiven
wie im negativen Sinne –
... Nicht mehr und nicht
weniger will das Werksviertel
sein. Doch wie baut man
Leben? Mit genau dieser
Frage beschäftigen sich
nicht nur die Planer des
Werksviertels, sondern auch
Stadtgestalter, Philosophen,
Politiker, Bürger, Kreative
und Aktivisten auf der

liche und künstlerische
Innovationen hervorbringt.
In Teilen ist diese Vision im
Werksviertel bereits sicht-
und spürbare Realität. Und
Monat für Monat kommt ein
neuer Baustein hinzu. In
diesem Magazin begleiten
und hinterfragen wir
den Transformationsprozess des
Werksviertels und
erklären, warum
das neue Stadt-
quartier so ist, wie
es ist. Und nicht
ganz anders. Wir
wollen aufzeigen,

ganzen
Welt.

Ihren Ideen und
Gedanken wollen wir in die-
sem Magazin Raum geben,
da sie maßgeblich zur Vision
des Werksviertels beigetra-
gen haben. Diese Vision ist
getragen von einem Mitein-
ander unterschiedlichster
Gesellschaftsschichten und
einer (Stadt)Kultur, die per-
manent soziale, wirtschaft-

welche Möglichkeiten ein
Quartier wie das Werksviertel
den Menschen bietet und
warum es wichtig ist, dass
das Viertel hoffentlich
niemals fertig wird. Leben –
so haben es die Macher des
Werksviertels verinnerlicht
– ist zuallererst die Chance
auf permanente Veränder-
ung und Erneuerung. Wie
aufregend!

AUSGABE 02.18



Titelfoto: Ivana Bilz



Was macht den Menschen zum Bürger?



Münchens neue Musikstadt

03 **EDITORIAL** *von Daniel Wiechmann*
Der digitale Bürger und seine Rolle in einer sich verändernden Gesellschaft

04 **MISSION STATEMENT**
Wer wir sind und warum wir dieses Magazin machen

08 **SCHWERPUNKTTHEMA**
**GESELLSCHAFT –
DER DIGITALE BÜRGER**

12 **WAS MACHT DEN MENSCHEN ZUM BÜRGER?** *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Eine Annäherung an einen vielschichtigen Begriff

20 **DER BÜRGERLICHE KOSMOS** *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Gesellschaft verstehen

22 **SMARTE CITY? SMARTE BÜRGER!** *von Daniel Wiechmann*
Über die Möglichkeiten und Gefahren der digitalisierten Gesellschaft

31 **WIE ORGANISIEREN WIR
IN ZUKUNFT GEMEINSCHAFT?** *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Stadtplaner, Unternehmer und digitale Vordenker im Interview

46 **URBANISMUS VON UNTEN** *von Hanno Rauterberg und Loomit*
Die Renaissance des öffentlichen Raums. Wie und warum Bürger ihre Stadt zurückerobern

52 **HEIMAT IM DIGITALEN ZEITALTER** *von Daniel Wiechmann*
Staatsministerin Ilse Aigner und CSU-Generalsekretär Markus Blume im Interview

60 **CYBER RISK RESILIENCE IM GLOBALEN DORF** *von Tom Koehler*
Warum wir unsere digitale Sicherheit vollkommen neu denken müssen

64 **WER SIND WIR?** *von Jan Kluge*
Ebnet die Digitalisierung den Weg in die Weltgesellschaft?

72 **24 STUNDEN WERKSVIERTEL** *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Leben rund um die Uhr

80 **NEWS & EVENTS** *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*

82 **WO IST DER MENSCH, WENN ER MUSIK HÖRT?** *von Daniel Wiechmann*
Über den Wandel des Werksviertel-Mitte zu Münchens neuer Musikstadt

92 **MENSCHEN IM WERKSVIERTEL** *von DAS WERK MAGAZIN-Redaktion*
Was sie bewegt. Was sie bewegen.

106 **IMPRESSUM + NÄCHSTE AUSGABE**



Bürgerliche Kultur: Kleinkinder, Eltern, Singles, Paare und Großeltern bei einer Masterclass im Technikum

„Ich bin ein Bürger der Welt“



Sokrates
(470-399 v.Chr.)

GROSS

BESITZ

BILDUNGS

KLEIN

SPIESS

WUT

-Bürger

Der Bürger ist eine Erfindung der Stadt, die der Staat für sich vereinnahmt hat. Jahrhundertlang prägte und gestaltete das Bürgertum die Entwicklung unserer Gesellschaft. Der Bildungsbürger ebenso wie der Spießbürger, der Besitzbürger, der Klein- und der Großbürger und neuerdings auch der Wutbürger. Doch längst ist die Bürgerlichkeit Teil des Kulturkampfes geworden, den die digitale Revolution ausgelöst hat. Die zentrale Frage dieser Auseinandersetzung lautet:

WIE ORGANISIEREN WIR IN ZUKUNFT GEMEINSCHAFT?

AUFBRUCH IN NEUE EPOCHE

*Zukunft
der Gemeinschaft?*

UNTERGANG DES BÜRGERTUMS

Am Ende dieses Kampfes könnten zwei Ergebnisse stehen: der Untergang des Bürgertums, wie wir es bisher kannten, oder ein moderner Bürgerbegriff, der den Aufbruch in eine neue gesellschaftliche Epoche markiert.



„Die Veränderung der Kommunikation und des sozialen Miteinanders verändern auch den Kern des Bürgertums – die Familie. Einst war das Wohnzimmer das Herz dieser Welt, heute ist es eine WiFi-Zone.“

Ulrich Machold/Andreas Rosenfelder, DIE WELT 2014



DER BÜRGER, DIE STADT & DER STAAT

Zwei Jahrhunderte lang prägte das bürgerliche Zeitalter die Geschichte Europas und der Welt. Spätestens mit der Industriellen Revolution nahm das Bürgertum die Schlüsselrolle in der Organisation von städtischer und nationalstaatlicher Gemeinschaft ein. Doch das Wirken des Bürgers in der Geschichte begann schon sehr viel früher. Doch was zeichnet einen Bürger eigentlich aus? Was genau macht einen Menschen zum Bürger? >

EINE ANNÄHERUNG AN EINEN VIELSCHICHTIGEN BEGRIFF

Was genau ist ein Bürger? Die Antwort scheint einfach. Wir alle sind Bürger. Oder? Vielleicht stellen wir die Frage ein wenig anders. Sehen Sie sich als Teil des Bürgertums? An dieser Stelle dürfte es schon ein wenig kniffliger werden. Bürger? Ja klar. Aber Teil des Bürgertums? Naja. Die merkwürdige Irritation, die mit dem Begriff des Bürgers mitschwingt, liegt ein Stück weit in der deutschen Sprache begründet. Denn anders als beispielsweise im Französischen, wird im Deutschen nicht zwischen dem Staatsbürger (citoyen) und dem Bürger (bourgeois) unterschieden. Während der eine Begriff – Staatsbürger/citoyen – alle Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft beschreibt, steht der andere – Bürger/bourgeois – für den nichtadligen Angehörigen einer vermögenden, sozial höherstehenden Klasse.

Mit anderen Worten: Der Bürger ist Elite. Betrachtet man den Unterschied zwischen Bürger- und Menschenrechten, wird das Begriffsdilemma noch deutlicher: Während die Menschenrechte, wie etwa das Recht auf Leben, universell für jeden Menschen auf der Welt gelten, handelt es sich bei den Bürgerrechten, wie etwa dem Wahlrecht, um Rechte, die speziell dem Angehörigen eines Staates eingeräumt werden. Sie müssten daher besser Staatsbürgerrechte heißen, da eben nicht nur die Bourgeoisie, das Bürgertum, in ihren Genuss kommt. Macht also der Staat den Bürger? Nein, umgekehrt wird ein Schuh draus: Der Bürger macht den Staat. Und die Macht dazu verlieh ihm die Stadt, in der das Bürgertum geboren wurde.

Citoyen, citizen, cittadino ... Der Bürger ist ein Städter. Auch die Herleitung des deutschen

Wortes weist starke Bezüge zum Stadtbegriff auf. Um den Werdegang des Bürgers und seine Verquickung mit Stadt und Staat zu verstehen, ist der Blick auf drei Phasen in der europäischen Geschichte hilfreich.

Die erste Phase dauerte vom Spätmittelalter bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts: In dieser Zeit begannen die Städte sich von der Herrschaft des Adels zu emanzipieren und über die Verwaltung der Stadt selbst zu bestimmen. Zugang zum Stadtrat hatten jedoch nicht alle Einwohner einer Stadt, sondern nur ihre Bürger. Das waren Kaufleute, Handwerker, Ärzte, Wirte ... In der Regel bildeten Geld und Immobilienbesitz oder beides das Fundament, auf dem das Stadtbürgertum, die Bürgerschaft, fußte. Eine Magd, ein Geselle oder der Totengräber konnten zwar innerhalb der Stadtmauern leben und arbeiten, Bürger waren sie deshalb noch lange nicht. Allerdings waren sie nicht auf ewig in dieser Rolle verdammt. Sicher, der Aufstieg ins Bürgertum war unwahrscheinlich. Aber er war nicht unmöglich. Wer es durch seinen schlaun Kopf oder flinke Hände in einem Gewerbe zu etwas brachte, konnte in den Kreis der Bürger aufgenommen werden. Vorausgesetzt, er brachte das Bürgergeld auf und überstand die Probezeit. Selbstständige Arbeit und Leistungsbereitschaft waren die wichtigsten Werte, auf denen das frühe Bürgertum sein Selbstverständnis gründete. Doch zahlte es sich überhaupt aus, ein Bürger zu sein? Mitbestimmung schön und gut, Bürger sein hieß nicht nur, dass man gewisse Privilegien wie das Recht auf Grundbesitz besaß. Mit dem Status als Bürger waren auch Pflichten verknüpft. Die Bürger einer Stadt waren im Verteidigungsfall zum Waffendienst verpflichtet. Sie >

mussten beim Ausbruch von Feuersbrünsten beim Löschdienst helfen. Und als Bürger ohne Erlaubnis des Stadtrates in eine andere Stadt zu ziehen, ging nicht. Was wohl passieren würde, wenn man heutige Stadtbürger mit derlei Verpflichtungen behelligen würde? Auch wenn die Städte im Mittelalter rasch wuchsen, waren die Bürger damals eine verschwindend geringe Minderheit. Das galt für die Stadt selbst, erst recht aber im Vergleich zur Landbevölkerung. Doch so gering an Zahl der Bürger auch war: Mit den Jahren wurde der gesellschaftliche Einfluss des Bürgertums immer größer. So groß, dass die Stadt für den Bürger bald zu klein wurde. Mittels Städtebünden steckte man Einflussgebiete ab, um sich besser gegen den herrschenden Adel zu behaupten. Doch die politische und wirtschaftliche Expansion des Bürgertums über die Stadtgrenzen hinaus sollte schon bald noch viel weiter reichen.

Die zweite wichtige Phase in der Entwicklung des Bürgertums beginnt mit dem Aufstieg des Kapitalismus im 18. und 19. Jahrhundert: In dieser Zeit trieben die Kaufleute in den Städten schon lange nicht mehr nur Handel innerhalb der begrenzten Mauern ihrer Städte. Ihr neuer Marktplatz war die Welt. Doch um diesen neuen gigantischen Marktplatz zu beherrschen, brauchte es mehr als eine Stadt. Es brauchte einen starken Staat, der in der Lage war, die politischen und wirtschaftlichen Interessen auf allen Kontinenten des Erdballs durchzusetzen. So ein Staat bestand jedoch nicht nur aus einer fähigen Armee, sondern auch aus zahlreichen Behörden, die das komplexer werdende gesellschaftliche Leben organisierten. Für die Eroberung der Welt wurde dem Heer an Soldaten ein Heer an Beamten zur Seite gestellt. Diese Beamten, meist an Universitäten ausgebildet, verrichteten in den neuen Amtsstuben ihren Dienst am Staat. Mit ihnen entstand die Schicht der Kleinbürger, während die erfolgreichsten Kapitalisten zu Großbürgern aufstiegen. Diese neue Mittelklasse verstand sich mehr und mehr als Staatsbürger, als Untertan und nicht mehr dem alten Stadtbürgertum verpflichtet. Natürlich blieb die Stadt das Zentrum des bürgerlichen Lebens, in dem neben der

Wirtschaft auch die Kunst und die Wissenschaften einen immer größeren Raum einnahmen. Die Ideen der Aufklärung wurden nicht an einem Webstuhl erdacht. Und auch „Das Kommunistische Manifest“ wurde nicht von einem Arbeiter nach der 12-Stunden-Schicht in der Fabrik verfasst. Die Fortschritte in der Philosophie, der Medizin oder in den Rechts- und Sozialwissenschaften entsprangen dem Bürgertum. Kein einfacher Arbeiter hatte Zugang zu den literarischen Salons, die von vermögenden oder gebildeten Bürgern unterhalten wurden. Ein Tagelöhner ging auch nicht in Frack und Zylinder in die Oper oder ins Theater. Doch obwohl das Bür-

„Bürger sein ist auch Arbeit.“ – „Vielleicht gibt es deshalb keinen Bürger mehr, weil das dem Einzelnen zuviel abverlangt. Und es bezeichnet geradezu unsere Zeit, dass sich niemand mehr etwas abverlangt.“

Journalist Frank A. Meyer und der Historiker Joachim Fest im Gespräch. Aus dem Buch „Der lange Abschied vom Bürgertum“ 2005

gertum sozial über dem einfachen Volk stand, war es mehr als nur eine Art Ersatzadel, der über den Rest der Bevölkerung herrschte. Vielmehr erdachte es in dieser Zeit eine Utopie, welche die modernen Staaten Europas bis heute prägt: die Utopie der bürgerlichen Gesellschaft.

Was unterschied die von Köpfen wie John Locke, Immanuel Kant oder Montesquieu erdachte Bürgergesellschaft vom Ancien Régime, der alten Feudalgesellschaft? Die radikalste Veränderung war die Abschaffung sämtlicher Geburtsprivilegien. Nicht das Blut, sondern selbstständige Arbeit, Leistung und Bildung sollten den Platz eines jeden Bürgers in der Gesellschaft bestimmen. Der Staat sollte aus freien, mündigen Bürgern bestehen, die in relativ sozialer Gleichheit ihre gesellschaftlichen Konflikte in einem friedlichen und vernünftigen Diskurs verhandeln und die Lösung ihrer Probleme schließlich >

einer staatlich gestützten Lösung in Form von Gesetzen zuführen. Einerseits lässt die bürgerliche Gesellschaft Raum für die individuelle Entfaltung, andererseits schafft sie mit Institutionen wie dem Markt, dem Parlament, dem Rechtsstaat und der kritischen Öffentlichkeit die Voraussetzungen für ein gemeinschaftliches Zusammenleben, das nicht von absolutistischer und auch nicht von staatlicher Willkür geprägt ist. Noch immer lässt sich diese liberale Utopie am besten mit drei Worten zusammenfassen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

eben wir heute in so einer bürgerlichen Gesellschaft? Nein. Zwar war die Nachkriegszeit davon geprägt, eine Gesellschaft zu errichten, die viele der Ideale der bürgerlichen Gesellschaft in sich trägt, doch zur vollständigen Umsetzung ist es bis heute nicht gekommen. Sicher, es gibt heute eine Marktwirtschaft, einen Rechtsstaat und ein funktionierendes Parlament. Und dennoch zeigt sich in den letzten Jahrzehnten ein Stillstand in der

Familien und Alleinerziehende eben auch. Und neuerdings sogar homosexuelle Ehepaare. In der wirtschaftlichen Entwicklung lässt sich ebenfalls keine vollumfängliche Entwicklung hin zu einer bürgerlichen Gesellschaft erkennen. Die Arbeitswelt in Deutschland wird noch immer von Lohnarbeit dominiert. 2017 stieg die Zahl der Erwerbstätigen um 429.000 Menschen auf 43,5 Millionen, während die Zahl der Selbstständigen um 28.000 auf 4,3 Millionen gesunken ist. Führende Soziologen wie Jutta Allmendinger beklagen zudem immer wieder die ungleichen Bildungschancen. Zwar ist das Geburtsrecht de facto abgeschafft, das derzeit praktizierte System zementiert durch fehlende Förderung und frühe Selektion die Ungleichheit jedoch noch immer, anstatt sie abzuschaffen.

Den wohl größten Verlust an gesellschaftlicher Strahlkraft und gesellschaftlichem Einfluss musste das Bürgertum durch die Entwicklung der Öffentlichkeit hinnehmen. In seiner Hochzeit im 19. Jahrhundert bestimmte das Bürgertum die öffentliche Meinung. Die Literatur und die aufkom-

ende Presse entsprangen dem Bürgertum und wurden von ihm kontrolliert.

In der Nachkriegszeit vollzog sich in diesem Bereich jedoch ein Wandel, der diese Vorherrschaft beendete. Der Soziologe Jürgen Habermas beschrieb bereits 1962 in seinem vielbeachteten Werk „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ die Veränderung der

„Der Bürger, wie er seit der athenischen Demokratie von vor rund 2500 Jahren gedacht und seitdem immer wieder überliefert wird, ist einer, der sich für seine eigenen Belange und die der Gemeinschaft, in der er lebt, interessiert, der sich engagiert – sowohl in der Stadt als auch im Land – und der ein politisches Urteilsvermögen besitzt. ...“

Entwicklung des Bürgertums, wenn nicht gar eine Erosion. Die Gründe dafür sind vielfältig. Mit dem Adel und dem Proletariat hat das Bürgertum in der heutigen Gesellschaft seine Gegenspieler verloren und damit auch ein Stück seiner Identität. Die klassische bürgerliche Familie, ebenfalls Identität stiftend, entspricht schon längst nicht mehr der gesellschaftlichen Lebensrealität.

Es gibt sie zwar noch, aber Patchwork-

bürgerlichen Gesellschaft hin zur modernen Massengesellschaft. Verantwortlich dafür waren die neu aufkommenden Massenmedien und die erstarkenden Public Relations. Beides sind noch heute mächtige Gegenspieler einer kritischen Publizität. Zwar hat das Bürgertum in den modernen Massenmedien seinen Platz, doch ist dieser längst nicht mehr exklusiv. Die mittlerweile erfolgte Digitalisierung ebenjener Massenmedien hat diesen Effekt >



... Insgesamt also ist ein Bürger jemand, dem die Politik nicht gleichgültig ist, denn die Politik ist letztlich, so schon die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, nichts anderes als die Beschäftigung des Bürgers mit seinen eigenen Angelegenheiten.

Insofern ist der gute Bürger immer einer, der verantwortlich handelt und sich am Leben der Gemeinschaft beteiligt.“

Prof. Dr. Hans Vorländer, Politologe

Szenen aus einer Bürger-
versammlung in der
TonHalle in München



„Die digitale Revolution erschüttert das Bürgertum, die definierende Schicht aller westlichen Gesellschaften, in ihrem Kern.“

Ulrich Machold/Andreas Rosenfelder, DIE WELT 2014





noch weiter verstärkt. Die soziale Elite ist zwar noch immer unter uns. Sie versteht es jedoch nicht mehr so gut, sich in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen. Während die bürgerliche Kultur, der bürgerliche Lifestyle, wie man heute wohl verständlicher formulieren muss, mehr und mehr aus der Öffentlichkeit zu verschwinden scheint, amüsieren sich die Massen – Neil Postman lässt grüßen – mit Serien-Binge Watching, hunderttausenden Twitter-Kurznachrichten, Facebook-Posts oder Millionen von Instagram-Bildern zu Tode.

„Das Bürgertum, das sich zwei Jahrhunderte lang als stolzes Subjekt der Geschichte fühlen durfte, hat die Kontrolle über seine Schlüsseltechnologien verloren.“ So beschrieben Ulrich Machold und Andreas Rosenfelder vor drei Jahren den Zustand des Bürgertums in der Tageszeitung DIE WELT. „Brief und Tagebuch, also die Medien bürgerlicher Individualität, haben sich in Gestalt der sozialen Netzwerke zu Massenmedien verwandelt – während die klassischen Massenmedien nur noch Fragmente der Gesellschaft erreichen.“ Gleichzeitig mahnen die beiden Autoren ob der immer noch vorherrschenden Abwehrhaltung des klassischen Bürgertums gegenüber den neuen digitalen Medien an: „Was aus einer Klasse wird, die gesellschaftliche Umwälzungen mit Empörung, Verachtung und Furcht begleitet, kann man am europäischen Adel studieren, von dem nur die Folklore der Benimmfibel und Klatschmagazine blieb.“

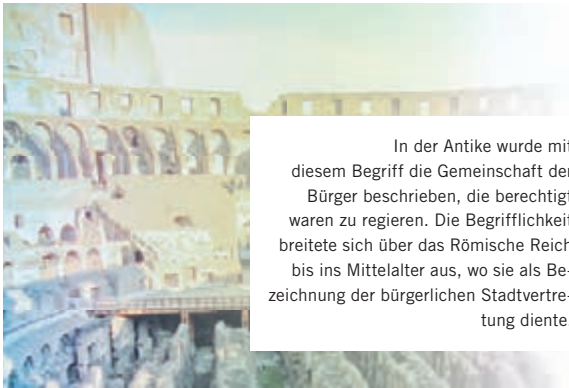
Ist das Bürgertum also am Ende? Mit der digitalen Revolution, die wir derzeit durchleben, sind einige Entwicklungen verbunden, die aufhorchen lassen. Mit der fortschreitenden und unumkehrbaren Urbanisierung, die dazu geführt hat, dass erstmals mehr Menschen in Städten leben als auf dem Land, ist die Stadt wieder stärker in den gesellschaftlichen Fokus gerückt. Gleichzeitig stecken Nationalstaaten weltweit in der Krise, da sie bei der Lösung globaler Probleme zumeist an den eigenen Landesgrenzen scheitern und immer wieder in einen über Jahrhunderte angelernten Protektionismus verfallen. Einer, der diese Entwicklung früh erkannt hat, ist der amerikanische Politikwissenschaftler Benjamin Barber. Vor drei Jahren postulierte er in

seinem Bestseller „If Mayors ruled the World“, dass die großen Probleme unserer Zeit nicht von der UNO oder nationalstaatlichen Regierungen gelöst werden, sondern von den Bürgern und den Bürgermeistern in den Städten. Die Menschen dort spüren die Probleme wie den Verkehrsinfarkt, die Wohnungsnot oder die Umweltverschmutzung jeden Tag real. Städte sind konkrete, beständige Lebensräume – im Gegensatz zu Nationalstaaten, die nichts weiter sind als in der Geschichte zufällig entstandene Gebilde. Die Stadt Rom ist älter als Italien. Istanbul ist älter als die Türkei. Und Berlin ist viel älter als die Bundesrepublik Deutschland. In Städten, in denen einst die Demokratie erfunden wurde, siegt seit tausenden Jahren am Ende immer der Pragmatismus über die Ideologie. Nationalstaaten kommen und gehen. Die Städte aber bleiben. Genau diesen Konflikt spüren die Menschen mehr und mehr. Die Krise der Demokratie, die wir derzeit erleben, ist vor allem eine Krise 400 Jahre alter nationalstaatlich angelegter politischer Institutionen und eine Krise verbohrteter Ideologien, die auf die Fragen unserer Zeit keine Antworten finden. Und genau deshalb hat in den letzten Jahren eine spannende Entwicklung eingesetzt: Die Stadt holt sich ihre Bürger zurück, die ihr der Staat einst genommen hat.

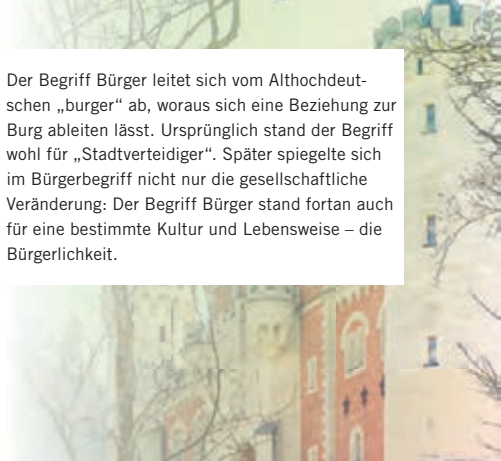
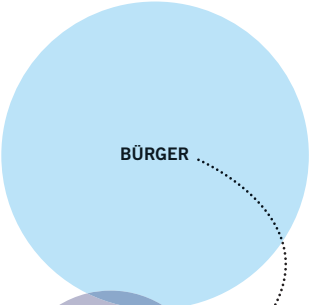
2010 formulierte der Soziologe Heinz Bude in dem Sammelband „Bürgerlichkeit ohne Bürgertum“ die These, dass gerade die bürgerlichen Tugenden wie Eigeninitiative und Selbstbestimmung wirksame Mittel gegen die Deklassierungsängste seien, die mit der neuen digitalisierten Lebenswelt einhergehen. Wer in dieser neuen Welt bestehen will, müsse davon abkommen, im Staat den großen Versorger zu sehen, und stattdessen selbstverantwortlich tätig werden. Während das klassische Bürgertum mit der Eroberung des digitalen „Neulands“ überfordert scheint – noch immer ist die digitale Welt ein weitestgehend gesetzloser Raum –, entsteht womöglich gerade ein modernes, junges Bürgertum, das die Herausforderungen einer neuen Eigenständigkeit annimmt und sich einen neuen Lebensraum gestaltet: die smarte Stadt.

DER BÜRGERLICHE KOSMOS

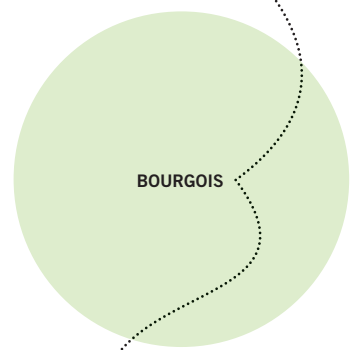
Begrifflichkeiten und Definitionen



In der Antike wurde mit diesem Begriff die Gemeinschaft der Bürger beschrieben, die berechtigt waren zu regieren. Die Begrifflichkeit breitete sich über das Römische Reich bis ins Mittelalter aus, wo sie als Bezeichnung der bürgerlichen Stadtvertretung diente.

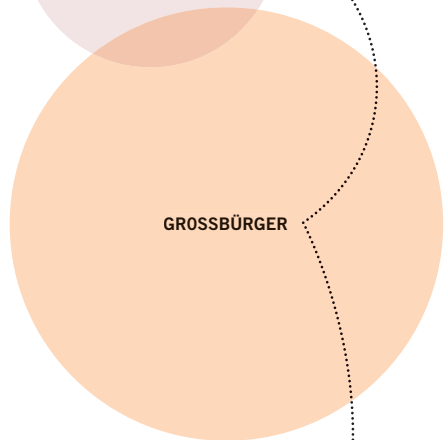
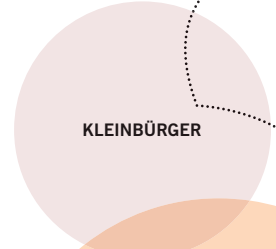
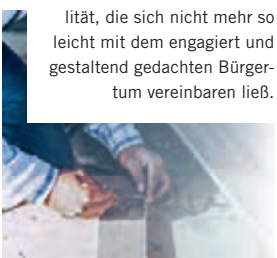


Der Begriff Bürger leitet sich vom Althochdeutschen „burger“ ab, woraus sich eine Beziehung zur Burg ableiten lässt. Ursprünglich stand der Begriff wohl für „Stadtverteidiger“. Später spiegelte sich im Bürgerbegriff nicht nur die gesellschaftliche Veränderung: Der Begriff Bürger stand fortan auch für eine bestimmte Kultur und Lebensweise – die Bürgerlichkeit.

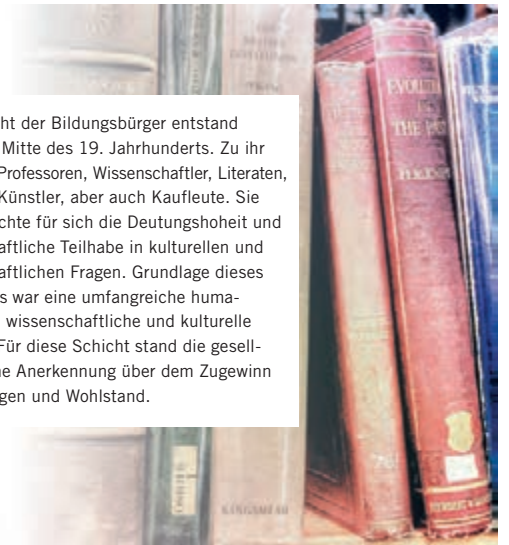


Bezeichnete früher einen Stadtbewohner. Im Zuge der Aufklärung wurde der Begriff im 18. Jahrhundert in Frankreich verwendet, um den Städter vom Staatsangehörigen (citoyen) abzugrenzen. Auf sozialer Ebene war der Bourgeois ein vermögender Stadtbewohner, der andere Menschen beschäftigte. Der Begriff wurde im Zuge der revolutionären Auseinandersetzungen daher auch zum Schimpfwort.

Die unterste Schicht des Bürgertums. Dazu gehörten zum Beispiel Lehrer, Handwerker, Händler, einfache Ladenbesitzer oder Wirte, später auch Beamte. Selbstständige Arbeit oder eine Tätigkeit im unteren Staatsdienst zeichneten das Kleinbürgertum aus. Es entstand Mitte des 19. Jahrhunderts. Vor allem bei den Kleinbürgern entwickelte sich eine Untertanenmentalität, die sich nicht mehr so leicht mit dem engagiert und gestaltend gedachten Bürgertum vereinbaren ließ.



In Zeiten des Mittelalters hatten Großbürger das sogenannte große Bürgerrecht erworben, mit dem sich zusätzliche Privilegien gegenüber dem normalen Bürgerecht verbanden. Später galten besonders vermögende Bürger, die ihren wirtschaftlichen Einfluss auch gesellschaftlich nutzen, als Großbürger.



Die Schicht der Bildungsbürger entstand ebenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts. Zu ihr gehörten Professoren, Wissenschaftler, Literaten, Musiker, Künstler, aber auch Kaufleute. Sie beanspruchte für sich die Deutungshoheit und gesellschaftliche Teilhabe in kulturellen und gesellschaftlichen Fragen. Grundlage dieses Anspruchs war eine umfangreiche humanistische, wissenschaftliche und kulturelle Bildung. Für diese Schicht stand die gesellschaftliche Anerkennung über dem Zugewinn an Vermögen und Wohlstand.

**BILDUNGS-
BÜRGER**

Hegel definierte den Bürger an sich als Person mit Privateigentum und beschrieb damit eigentlich den Besitzbürger. Der Besitzbürger verfügt über privates Eigentum, das er wirtschaftlich mobilisiert, um sein Vermögen zu mehren. Auch unter Kant konnten nur Besitzbürger aktive Staatsbürger sein. Menschen ohne Vermögen galten bei ihm als passive Staatsbürger, die keine Mitbestimmungsrechte hatten.

BESITZBÜRGER

Als bürgerliche Tugenden galten die selbstständige, unternehmerische Arbeit, Fleiß und politische und kulturelle Bildung. Auch eine gewisse Weltläufigkeit, die zum Beispiel durch Reisen entstand, gehörte zu den bürgerlichen Wertvorstellungen, ebenso wie ein Interesse am Gemeinwohl. Dabei muss man sich die bürgerlichen Wertvorstellungen nicht als steifes Korsett, sondern als soziale Norm vorstellen, denn auch das Ausprobieren und Erlernen neuer sozialer Umgangsformen sind Teil der Bürgerlichkeit und haben Entwicklungen wie etwa die Frauenrechtsbewegung erst ermöglicht. Auf diesen bürgerlichen Wertekosmos spielt zum Beispiel auch das Leitbild der „Bürger in Uniformen“ für Soldaten der Bundeswehr an. Soldaten sollen nicht als bloße Staatsgewalt fungieren und wahrgenommen werden, sondern als Personen, die sich am gesellschaftlichen Leben beteiligen und dazu beitragen.

**BÜRGERLICHE
TUGENDEN**



In der bürgerlichen Familie war der Mann für das außerhäusliche Leben zuständig, während die Frau sich um den Haushalt und die Kinder kümmerte. Dieser Haushalt bot gleichsam Schutz vor dem gesellschaftlichen öffentlichen Leben. Dorthin konnte man sich zurückziehen und war privat.

**DIE
BÜRGERLICHE
FAMILIE**

Auch Bürgergesellschaft genannt. Sie war das Idealbild einer Gesellschaftsform, in der freie Bürger sich ohne staatliche Gängelung einerseits selbst verwirklichen können, andererseits ihre Eigeninteressen dem Gemeinwohl unterstellen, wenn dies notwendig sein sollte, um nicht die Freiheit anderer Bürger zu verletzen.

**BÜRGERLICHE
GESELLSCHAFT**

SMARTE STADT? SMARTE BÜRGER!

Smart Cities wecken die Hoffnung, dass mittels neuer Technologien die großen Zukunftsfragen lösbar seien, dass in unseren Städten Ökonomie, Ökologie, Sicherheit und Mobilität schon bald zu einem neuen, lebenswerten Miteinander verschmelzen können. Gleichzeitig schürt die mit Millionen Sensoren bestückte digitale Stadt jedoch auch Ängste: vor der totalen Überwachung, einem technologischen Kontrollverlust und einem unfreien,

Text

Daniel
Wiechmann

allein von Effizienz bestimmten Leben. Ist die smarte Stadt also Segen oder Fluch? Egal, zu welcher Antwort man tendiert, eines steht schon jetzt fest: Unsere Städte werden smarter, ob wir das wollen oder nicht. In Teilen sind sie es bereits, denn längst haben neue Technologie begonnen, unsere Städte zu verändern und damit auch die Art und Weise, wie wir zusammenleben >

In jeder Woche ziehen weltweit mehr als eine Million Menschen in die Stadt. Diese Menschen brauchen Wohnungen, Arbeit, Wasser, Nahrung, Mobilität und Energie. Platz genug haben wir theoretisch, denn obwohl Städte derzeit gerade einmal zwei Prozent der Erdoberfläche bedecken, lebt schon jetzt mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in der Stadt. In Europa steuert der Anteil der Stadtbevölkerung sogar auf 80 Prozent zu. In den USA liegt er bereits darüber. Viel gravierender als das Platzproblem ist daher das Ressourcenproblem, das mit der fortschreitenden Urbanisierung unseres Planeten einhergeht. Derzeit sind Städte für 80 Prozent der CO₂-Emissionen verantwortlich und verbrauchen 75 Prozent der erzeugten Energie. Würden alle Menschen so leben, wie die Menschen in den entwickelten Industrienationen, also wie diejenigen, die bereits in großer Mehrheit in Städten leben, bräuchten wir bis zu fünf Erden. Das bedeutet: Wenn wir im Zuge der weltweiten Urbanisierung die Organisation unserer Städte nicht neu denken, wenn es uns nicht schon bald gelingt, den Ausstoß von Umweltgiften zu verringern und den Verbrauch von Wasser und Energie einzuschränken, werden nicht nur die Städte, sondern auch unser Planet daran zugrunde gehen.

Über Lösungen für die Probleme, die die Urbanisierung mit sich bringt, wird überall auf der Welt nachgedacht. Die sogenannte Smart City soll die Antwort auf alle Zukunftsfragen sein. Dabei handelt es sich um eine Stadt,



<
Unsere alten Verkehrskonzepte stoßen an ihre Grenzen. Kann die Smart City die Verkehrsströme in unseren Städten wieder zum Fließen bringen?

in der Ökonomie, Ökologie, Sicherheit und Mobilität mittels neuer Technologien zu einem neuen Miteinander verschmelzen sollen. Doch was kann so eine „schlaue“ Stadt? Was zeichnet sie aus? Und ist sie wirklich lebenswert?

Das Fundament der smarten Stadt ist die komplette Vermessung und Vernetzung des städtischen Lebens. Sensoren erfassen sämtliche Bewegungen von Menschen und Fahrzeugen. Sie registrieren außerdem Umwelteinflüsse wie die Temperatur, Niederschläge oder den Lichteinfall. Diese Sensoren sind überall. Sie stecken in den Wohnungen der Menschen, in den Heizungen, der Klimaanlage, in den Mülltonnen, in den Wasserleitungen und Stromnetzen, sie finden sich auf den Straßen

und in den Fahrzeugen. Doch die Sensoren sammeln nicht nur Daten. Sie sind untereinander vernetzt und kommunizieren miteinander. Zusammen bilden sie das sogenannte „Internet der Dinge“.

Verlässt der Bewohner einer smarten Stadt seine Wohnung, so verkünden es die Visionäre, die die Smart City erdacht haben, wird die Heizung darin automatisch heruntergeregelt, die Lichter werden gelöscht und ein Saugroboter beginnt selbstständig seine Putzarbeit. Automatisierte Jalousien sorgen dafür, dass sich die Wohnungen der Smart City im Sommer nicht zu sehr aufheizen, wohingegen im Winter die Sonnenwärme nutzbar gemacht wird. Der digitalisierte Zugang zum Abfallsystem misst genau,

wer wieviel Müll produziert und erstellt anhand der Daten personalisierte Rechnungen. Volle Mülltonnen senden ein Signal an die Müllabfuhr, die so Leerfahrten vermeidet. Gibt es im Haus oder in der Straße einen Wasserrohrbruch, melden Sensoren den Druckabfall und informieren ein Reparaturteam über das Problem. Die Beleuchtung eines Fußgänger- oder Fahrradweges schaltet sich nachts nur dann an, wenn sie gebraucht wird. Intelligente Ampeln sorgen dafür, dass der Verkehr ständig im Fluss bleibt. Allein in einer Stadt wie Mexico City ließe sich schon heute durch den Einsatz intelligenter Ampeln der Ausstoß von einer Million Tonnen CO₂ vermeiden. Parkt der Bewohner einer smarten Stadt sein Elektroauto im Halteverbot, erfassen Kameras das Delikt und informieren die Polizei. Die prüft, ob ein Abschleppen des Fahrzeuges nötig ist. Der Versand des Bußgeldbescheides erfolgt auf Knopfdruck. Dank der erfassten Bewegung aller Menschen kann der Bedarf an öffentlichen Verkehrsmitteln in der smarten Stadt zu jeder Zeit an das Aufkommen angepasst werden. In London konnte schon jetzt die Auslastung der U-Bahn-Züge allein durch den Einsatz einer zentralen Computersteuerung um mehr als 20 Prozent erhöht werden, ohne dass dafür in die bestehende Infrastruktur eingegriffen werden musste. Es wurden weder mehr Züge, noch neue U-Bahn-Strecken gebraucht, um mehr Menschen von A nach B zu bewegen. Natürlich ist die smarte Stadt auch sicher. Dafür arbeitet die Polizei mit einer

Software, die Vorhersagen über die möglichen Ziele von Einbrechern trifft. Es gibt diese Software bereits. In Zürich konnte mit ihrer Hilfe die Zahl der Einbrüche innerhalb eines halben Jahres um 40 Prozent gesenkt werden. Die Vorhersagen des Computerprogrammes stimmten zu 86 Prozent. Und auch, wenn so mancher ob des Einsatzes von Sensoren in der eigenen Wohnung immer noch in erster Linie den Verlust seiner Privatsphäre fürchtet, wird er den Nutzen eines biometrischen Sensors im Falle eines Schlaganfalls innerhalb der eigenen vier Wände sicher zu schätzen wissen. Denn der Sensor registriert nicht nur das Unglück, sondern ruft auch gleich den Notarzt.

Überall auf der Welt laufen bereits Versuche, die erste komplette Smart City zu errichten. 2017 erwarb Bill Gates in Arizona ein Stück Land, um dort eine komplette Smart City aus dem Boden stampfen zu lassen. Mit selbstfahrenden Autos, Smart Homes und einem flexiblen Infrastrukturmodell, in dem sich nicht nur heutige smarte Technologien implementieren lassen, sondern auch künftige Erfindungen Platz finden. Schaut man sich jedoch in der Welt um, ist Bill Gates mit seinem Vorhaben ziemlich spät dran. In Südkorea leben bereits Menschen in der smarten Planstadt Songdo unweit von Seoul. Dort sind sämtliche Straßen und Häuser miteinander vernetzt. Die Eltern dort können von der Wohnung aus die Kinder auf dem Spielplatz sehen. Die Dächer sind begrünt. Auf künstlichen Kanälen fahren Wassertaxis.

Die Müllentsorgung erfolgt automatisiert über ein unterirdisches Rohrsystem. Ein in die Wohnungen integriertes Belohnungssystem, ähnlich wie in gängigen Handy-Games, animiert die Bewohner zudem ihren Stromverbrauch zu reduzieren. Wer am sparsamsten lebt, gewinnt beispielsweise die kostenfreie Nutzung des Fitnessstudios für einen Monat.

Die größte derzeit geplante Smart City ist die sogenannte Tianjin Eco-City in China. Die smarte Stadt für 350.000 Bewohner entsteht in Kooperation mit dem Stadtstaat Singapur. Das Besondere an Tianjin: Die Stadt wurde bewusst auf ökologisch verseuchtem Land errichtet, um den Beweis anzutreten, dass Nachhaltigkeit auch unter solch schwierigen Startbedingungen entstehen kann. Drei Jahre dauerte es, um Wasser und Boden der Tianjin Eco-City von Schwermetallen und anderen Giftstoffen zu reinigen. Die Technologie, mit der die Säuberung des Gebietes erfolgte, haben sich die Chinesen patentieren lassen. Einzigartig ist auch die Form der Wasseraufbereitung in einer anderen chinesischen Eco-City. In Yanghu wird Wasser mittels künstlich angelegter Feuchtgebiete wieder sauber.

„Technology ist the answer. But what is the question?“

Cerdric Price, britischer Architekt und Architekturlehrer, 1966

In diesen Biotopen filtern verschiedenen Pflanzen Schadstoffe aus dem Wasser und verwandeln so das Brauchwasser wieder in Trinkwasser. Ein effektives und vor allem kostengünstiges Verfahren. Doch die Bestrebungen, Technologien zu entwickeln, die unsere Städte smarter machen, folgen nicht nur einer ökologischen Vernunft. Sie sind in den meisten Ländern noch immer von Geschäftssinn getrieben. Unsere Städte müssen in Zukunft saubere Energie produzieren, weniger Müll anhäufen, ein hohes Verkehrsaufkommen managen und sauberes Wasser für Millionen bereitstellen können. Gelingt ihnen das nicht, droht ihnen der Kollaps. Wer für all diese Probleme fertige Lösungen aus der Schublade ziehen kann, die sich in der Praxis bereits bewährt haben, wird sich vor Aufträgen und Anfragen kaum retten können. Smarte Planstädte wie Songdo, die Tianjin Eco-City, die CO₂-neutrale Wissenschaftsstadt Masdar in den Vereinigten Arabischen Emiraten oder die King Abdullah Economic City in Saudi-Arabien sind daher vor allem auch als gigantische Versuchslabore zu sehen, deren Forschung sich in nicht allzu ferner Zukunft rechnen soll. Smart Cities sind in den kommenden Jahren ein

Milliardenmarkt.

So faszinierend die Technologien sind, mit denen Konzerne versprechen, die Probleme der immer schneller wachsenden Städte zu lösen, so unwirklich und fremd fühlt sich das Bild an, das mit der Smart City einher geht. Warum das so ist, weiß der Autor und Strategieberater Michael Jaekel, der in seinem 2015 erschienenen Buch „Smart City wird Realität“ zurecht anmerkt: „Die ausgemessene Stadt wäre aber das Ende aller Entwicklung, weil alle Bereiche der Stadt vollständig optimiert und ausgeleuchtet wären. [...] Es entstünde eine Laborsituation, in der die Bürger in der Smart City zu Statisten degradiert würden. Der Mensch in der Stadt braucht aber das Unvorhersehbare, das Chaotische, das Überraschende, das nicht Ausgemessene. Das macht [...] das urbane Leben in Städten aus!“ Das sieht auch der Journalist Adrian Lobe so und fragt in der ZEIT: „Doch was ist mit dem Bürger in der Smart City? Ist er nur das Versuchskaninchen eines gigantischen Feldversuchs? Ein laufendes Messgerät? Ein Datenpaket?“ Beim Anblick von riesigen Kontrollräumen, die in Smart City-Dokumentationen stets gezeigt werden und in denen die Daten von

Millionen Sensoren gesammelt und ausgewertet werden, stellen sich weitere Fragen: Wer installiert und kontrolliert eigentlich all die Sensoren der smarten Stadt? Wem gehören die erhobenen Daten? Wo sind sie gespeichert? Und sind die Entscheidungen, die aufgrund der gesammelten Daten getroffen werden, wirklich gut für uns Bürger?

Wie dringend die Beantwortung dieser Fragen ist, zeigt sich derzeit in China. Dort experimentiert die Regie-

Verhalten gefördert werden. Als schädlich angesehenes Verhalten wird dagegen sanktioniert. Um befördert zu werden, muss das soziale Ranking einen bestimmten Punktwert aufweisen. Ansonsten kann man sich die bessere Position abschminken. Bleibt jemand seine Unterhaltszahlungen schuldig, kann derjenige automatisch keine Reisen mehr in einem Hochgeschwindigkeitszug buchen. Klar ist das Zahlen von Unterhalt moralisch überall auf der Welt

dass Bürger, die sich nicht systemkonform verhalten, schwieriger einen Partner finden. Selbst die Punktezahl der eigenen Freunde fließt in das Ranking ein ... und könnte so schnell zur sozialen Ächtung vieler Menschen führen. Eine derart gesteuerte Gesellschaft macht aus Menschen digitale Sklaven, die das eigenständige Denken aufgeben und stattdessen den Belohnungen nachjagen, die ihnen vorgegeben werden. Jeder, der sich einmal für Stunden in einem modernen Handyspiel verloren hat, kennt die Tücken eines solchen Belohnungssystems. Der Zwang, der dahintersteckt, fühlt sich nicht wie ein solcher an. Stattdessen empfindet man jeden Aufstieg im Ranking, jede eingesammelte Belohnung, als einen kleinen Sieg. Doch auf Dauer geht von der permanenten Überwachung eine enorme Gefahr für den gesellschaftlichen Zusammenhalt aus, wie Chirine Etezadzadeh, Leiterin des SmartCity.institute, weiß: „Ständige Überwachung und Kontrolle machen Menschen krank und ineffektiv. Wir brauchen Räume, in denen wir frei sind, uns ausprobieren können, interagieren und kreativ sein dürfen. Andernfalls wäre das das Ende des Fortschritts und der Gesundheit vieler Betroffener.“

Fakt ist: Wer die Daten in einer smarten Welt kontrolliert, hat die Macht, die Menschen zu kontrollieren. Das hat man auch Barcelona, eine der führenden Smart Cities der Welt, erkannt. In den letzten zwei Jahren wurde von der Stadtregierung daher die Zusammenarbeit mit

„Ständige Überwachung und Kontrolle machen Menschen krank und ineffektiv. Wir brauchen Räume, in denen wir frei sind, uns ausprobieren können, interagieren und kreativ sein dürfen. Andernfalls wäre das das Ende des Fortschritts und der Gesundheit vieler Betroffener.“

Prof. h.c. Dr. Chirine Etezadzadeh, Leiterin des SmartCity.institute

lung bereits mit einem Social Credit System, das auf den Datenspuren beruht, welche die Bürger schon jetzt im Netz hinterlassen. Während der Kauf ökologischer Produkte oder das pünktliche Bezahlen von Rechnungen das Rating ansteigen lässt, sinkt es durch das übermäßige Spielen von Computerspielen. Mit dem Ratingsystem soll soziales, der Gemeinschaft dienliches

erwünscht, dennoch bleibt die automatische Bestrafung fragwürdig. Was wenn ein Unfall oder eine Krankheit das Versäumnis hervorgerufen haben? Bonuspunkte im Social Credit System, das ab 2020 für jeden Bürger verpflichtend sein soll, gibt es wiederum auch für das Lesen parteinaher Zeitungen. Die Vernetzung des Social Ratings reicht bis in Dating-Apps hinein, so

großen Technologie-Konzernen beim Ausbau der Daten-Infrastruktur aufgeklärt und die Smart City-Strategie vollkommen umgekrempelt. Zuvor waren Verträge geschlossen worden, nach denen die erhobenen Daten tatsächlich den Tech-Konzernen gehörten. Wollte die Stadt auch darauf zugreifen, musste sie zahlen. Doch in genau solch eine Unmündigkeit darf sich eine Stadt, die die Gestaltungs- und Planungshoheit behalten möchte, nicht begeben. Der Kampf um den Datenschatz der Smart City erinnert an die Privatisierungswelle vor 30 bis 40 Jahren. Damals, in den achtziger und neunziger Jahren, gaben die Kommunen die Kontrolle über den öffentlichen Raum weitgehend in private Hand, beispielsweise indem sie in großem Stil kommunalen Grund, Wohnungsbaugesellschaften oder Verkehrsbetriebe verkauften. Sie taten das in dem guten Glauben, dass private, auf wirtschaftliche Effizienz getrimmte Investoren bessere, smartere Entscheidungen für die Stadtentwicklung treffen als städtische Behörden. Heute weiß man, dass dieser Glaube an die Allmacht des Outsourcings falsch war. Überall kämpfen Stadtplaner, politische Entscheidungsträger aber auch immer mehr Bürger für mehr Kontrolle im Stadt- und über die städtische Infrastruktur. Doch genau diese Kontrolle steht wieder auf dem Spiel, wenn Straßenlaternen, Mülltonnen, Wohnungen, Fahrräder, Autos, Wasser- und Stromleitungen vernetzt werden und die Hoheit über die erhobenen Daten bei privaten Investoren, bei Netzwerkspezi-

alisten und -monopolisten wie Google, Facebook, Cisco und Co. liegen.

In Barcelona hat man die Gefahr einer digitalen Abhängigkeit erkannt und entsprechend gehandelt. Wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil viele Bürger der Stadt am eigenen Leib zu spüren bekamen, wie tiefgreifend eine neue Technologie eine Stadt verändern kann. Der Erfolg der privaten Vermietungsplattform Airbnb sorgte in Barcelona nicht nur für einen enormen Anstieg der Mieten, sondern auch für die Entbürgerung ganzer Stadtviertel. Um dagegen vorzugehen, ist in Barcelona die private Vermietung über Airbnb nur noch mit städtischer Lizenz möglich. Die Zahl der Inspektoren, die nach illegalen Vermietungen fahnden, wurde zudem verdoppelt. Demnächst will man sogar mit einer eigenen Vermietungsplattform an den Start gehen, die im Gegensatz zu Airbnb Rücksicht auf die städtischen Belange nimmt.

Das Beispiel Airbnb zeigt anschaulich, welche Eigendynamik eine smarte, aber unregulierte Technologie heutzutage entwickeln kann. Zwar ist das private Vermieten von ungenutzten Zimmern für den einen oder anderen Stadtbewohner sicher eine willkommene Mehreinnahme, es birgt jedoch die Gefahr, dass jemand die geerbte Wohnung von der Oma in Zukunft nicht wieder „normal“ vermietet, sondern lieber an Touristen gibt, da er mit ihnen mehr verdient. Die Touristen wiederum zahlen in den Privatunterkünften weniger als im Hotel und strömen in Scharen in die Stadt. Touristen aber brauchen im Gegensatz zu Familien mit Kindern keine Schulen oder Kindergärten, sondern Restaurants und Bars, in denen spätabends gelärmt und gefeiert werden kann. Genau dann, wenn die verbliebenen einheimischen Familien im Viertel Ruhe suchen und brauchen. Nach und nach wird so ein Teufelskreis in Gang

> Bedrohung statt Verheißung. Welche Macht entsteht durch die Daten, die mittels neuer Technologien in der Smart City gesammelt werden?



WANN GILT EINE STADT ALS SMART?

Der Begriff Smart City ist um die Jahrtausendwende aufgekommen. Seitdem entzieht er sich einer exakten Definition. Hinter dem Schlagwort steckt allgemein die Vision technologiebasierter Netzwerke, die für urbane Räume Lösungen bezüglich des Klimaschutzes schaffen, die Lebensqualität der Bürger steigern, die Stadt wettbewerbsfähig gegenüber anderen Städten machen, neue Formen der Bürgerbeteiligung ermöglichen und die Stadt in allen Bereichen – ob Wirtschaft, Bildung, Kunst oder Verkehr – ressourceneffizienter machen. Wie die Smart City sich genau organisieren soll, ist jedoch noch immer unklar und Gegenstand von Debatten. Vor allem die Gefahr der permanenten Überwachung, die mit der massenhaften Erhebung von Daten in der Smart City einhergeht, sorgt für Skepsis gegenüber den neuen Technologien, welche die Smart City prägen sollen. Smart City-Vordenker halten den unklaren Definitionsstatus allerdings als Teil des Konzepts. Schließlich sorgt die exponentielle Entwicklung von Technologien dafür, dass Technologien, die heute als smart gelten, in drei, vier Jahren bereits wieder überholt sein können. Vor diesem Hintergrund ist die Smart City vor allem als ein Gedankenkonstrukt anzusehen, das den Weg unserer Städte in eine Zukunft beschreibt, die zwangsläufig durch den Einsatz neuer Technologien geprägt sein wird.



gesetzt, in dem alle verlieren: die Stadt, die Bürger, aber auch die Touristen, gegen die die Bürger Barcelonas mittlerweile regelmäßig sogar auf die Straße gehen.

Beispiele wie das von Airbnb oder auch das des Fahrdienstes Uber zeigen, dass eine Stadt die Digitalisierung nicht einfach über sich ergehen lassen darf, sondern aktiv gestalten muss. In Barcelona sieht der neue digitale Ansatz der Stadt vor, dass Technologie lediglich Mittel zum Zweck ist. Oder wie es der Smart City-Vordenker Peter Ramsden formuliert: „We need to put some sense into sensors.“ – Wir müssen den Sensoren einen Sinn geben. Der wichtigste Grundsatz bei der Implementierung der digitalen Zukunft in Barcelona lautet mittlerweile: Citizen first. Die smarten Daten, die noch immer gemessen werden, um etwa den Verkehr zu optimieren oder Lärmbelastungen zu reduzieren, gehören in

<
Ein Schritt vor, zwei Schritte zurück. Die Smart City Barcelona zeigt, dass jede Stadt die Bedürfnisse ihrer Bewohner über die von Tech-Konzernen stellen muss und kann.

Barcelona nun denjenigen, die sie produzieren: den Bürgern der Stadt. Die Menschen können und müssen selbst entscheiden, welche Daten sie preisgeben und in welchem Umfang. Von der Stadt selbst entwickelte Verschlüsselungstechnologien stellen sicher, dass dabei die Identitäten der Menschen geschützt bleiben. Dass Barcelona seinen Bürgern die Souveränität über ihre Daten zugesteht, mag auf manchen wie eine kleine Revolution wirken. Dabei ist die Entscheidung nur logisch. Francesca Bria, Chief Information Officer in Barcelona und verantwortlich für die Umsetzung der digitalen Strategie der Stadt sagt: „Es kann keine digitale Revolution ohne eine demokratische Revolution geben.“ Die neuen Technologien sind schließlich gerade dabei, jeden Sektor der Gesellschaft umzugestalten. Warum also sollte ausgerechnet die Politik von den Veränderungen verschont bleiben?

Überhaupt dreht sich die Debatte um die Smart City und die digitale Zukunft – getrieben von den Interessen großer Konzerne – viel zu sehr um Logistik, Gebäude und Kommunikationsstrukturen, um ein technisches Warenangebot, das den Städten aufgeschwatzt werden soll. Doch ist die Infrastruktur einer Stadt wirklich das, was die Stadt, das städtische Leben ausmacht? Nein. „Die Bürger machen die Stadt. Wir leben nicht in Städten, um Gebäude und Infrastruktur zu bauen. Wir leben in Städten, um anderen Menschen zu begegnen, um Wohlstand und Kultur zu schaffen. Wir sind soziale Wesen, die die Stadt geschaffen haben, um mit anderen Menschen zusammen zu sein, zu arbeiten, zu leben, zu spielen. Gebäude, Fahrzeuge und Infrastruktur helfen uns dabei. Sie sind eine Nebenwirkung, ein Nebenprodukt von Menschen und Kultur.“ Seit Jahren versucht der britische Urbanist und Stadtplaner Dan Hill die unnötige Verklärung von Technologien im Zusammenhang mit Smart Cities zu entzaubern. Im Grunde ist der Begriff Smart City nichts weiter als eine Modeerscheinung, ein verkaufsfördernder Marketingbegriff. Städte sind schließlich schon immer schlauer als der Rest der Welt gewesen. In den 1980er Jahren ersann beispielsweise der niederländische Verkehrsplaner den sogenannten „Shared Space“. Dabei handelt es sich um Stadträume, in denen Autos, Fußgänger und Radfahrer vollkommen gleichberechtigt sind und keine Ampeln oder Verkehrszeichen das Miteinan-

der organisieren. Das müssen alle Beteiligten zu jederzeit selbst miteinander aushandeln. In den Niederlanden hat sich das Konzept bis zu einer bestimmten Verkehrsdichte als erstaunlich sicher erwiesen. Mit anderen Worten: Während Google und Co. die Verkehrsampel mit selbstfahrenden, von oben bis unten mit Technik und Sensoren vollgestopften Autos überflüssig machen wollen, hat ein niederländischer Verkehrsplaner das bereits vor 30 Jahren geschafft. Allein mit Hilfe einer guten Idee. Das ist ziemlich smart.

Je tiefer man in die Debatte um die Smart City eintaucht, desto klarer wird, dass in einer Welt, in der der technische Fortschritt sich immer schneller entwickelt, nicht die eine Technologie – die morgen schon wieder veraltet ist –, sondern der smarte Bürger die wichtigste Größe ist. Die smarte Stadt braucht Bürger, die sich in die Stadtentwicklung einbringen, die den Stadtraum gestalten wollen und sich dabei nicht nur auf die bestehenden Institutionen verlassen, sondern alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel nutzen. Und genau damit beginnen die Menschen auf der ganzen Welt bereits. Sie teilen Autos, Fahrräder oder sogar Lebensmittel miteinander und nutzen dabei die neuen Kommunikationstechnologien, um ihre Probleme zu lösen. In Großbritannien beispielsweise können Bürger über die Website FixMyStreet Probleme in ihrer Nachbarschaft direkt und unkompliziert an die Behörden melden. Die Seite wurde nicht etwa von staatlicher Seite entwickelt, sondern von einer Non-Profit-

Organisation. Auf Plattformen wie Neighborly oder Brickstarter können Bürger soziale oder der Allgemeinheit nützliche Projekte in ihrer Stadt finanzieren. In München veranstaltete die im Werksviertel-Mitte ansässige whiteBOX im vergangenen Jahr erstmals einen Crowdfunding-Wettbewerb für soziale und Kunst-Projekte. Gewinner war die Idee einer mobilen Wanderbaumallee. Drei weitere Projekte konnten über

den öffentlichen Wettbewerb ebenfalls finanziert werden. Natürlich kann und soll derlei Bürger-Engagement die Arbeit der Stadtbehörden nicht ersetzen. Aber es ist eine willkommene Ergänzung, die Diskussionen anstößt, die die Stadt in Bewegung und damit lebendig hält. Zu diesem Engagement gehören auch Aktionen wie der Park Day, bei dem Bürger in ihren Städten Parkplätze für einen Tag zweckentfremden,

oder das sich immer weiterverbreitende Urban Gardening. All diese Aktionen sind Ausdruck der Eroberung des Stadtraums durch Bürger, die sich mittels smarterer Technologie vernetzen und so einen neuen Urbanismus von unten starten. Ganz ohne Sensoren, zentralisierte Kontrollräume und Datenschnickschnack.

„Die ausgemessene Stadt wäre aber das Ende aller Entwicklung, weil alle Bereiche der Stadt vollständig optimiert und ausgeleuchtet wären. [...] Es entstünde eine Laborsituation, in der die Bürger in der Smart City zu Statisten degradiert würden. Der Mensch in der Stadt braucht aber das Unvorhersehbare, das Chaotische, das Überraschende, das nicht Ausgemessene. Das macht [...] das urbane Leben in Städten aus!“

Michael Jaekel, Autor des Buches „Smart City wird Realität: Wegweiser für neue Urbanitäten in der Digitalmoderne“

Unterhaltung mit



Tag und
Nacht
ein
Hochgenuss!

www.gerolsteiner.de

WIE ORGANISIEREN UND LEBEN WIR IN ZUKUNFT GEMEINSCHAFT?

Wir sprachen mit Unternehmern, einem Stadtplaner, einem Startup-Helfer und einer Ehrenamtlichen über Smart Cities, neue Formen der Bürgerbeteiligung, die Integration von Menschen mit Behinderung ins moderne Arbeitsleben und über Menschen, die von der Gesellschaft vergessen werden >

Interviews
Daniel
Wiechmann

DER UNTERNEHMENSBERATER

„Eine smarte Stadt stellt sich die Frage, wie sie sich für die Bürger nützlich machen kann.“



Nikolay Kolev ist der Deloitte Lead Partner für Digital Transformation und Managing Director von Deloitte Digital Ventures. Zuvor war er Gründer und Head des A.T. Kearney Labs und hat zahlreiche europäische Unternehmen sowie die öffentliche Hand bei der Digitalen Transformation und bei der Entwicklung digitaler Geschäftsmodelle begleitet. Seit zwei Jahren unterhält Deloitte Digital auch ein Studio im WERK3 im Werkviertel-Mitte.

Herr Kolev, seit einigen Jahren heißt es überall, dass unsere Städte sehr bald smart werden. Führt an der Smart City wirklich kein Weg vorbei? Muss eine Stadt smart werden, um in Zukunft erfolgreich zu sein?

Ich finde die Fragestellung nicht ganz korrekt. Erfolg ist in meinen Augen keine messbare Größe für eine Stadt. Städte sollten lebenswert sein. Die viel wichtigere Frage lautet daher: Was kann eine Smart City leisten, damit die Menschen sich in der Stadt wohlfühlen, damit sie gerne in der Stadt sind, sich dort sicher und verwurzelt fühlen.

Was macht eine Stadt denn smart?

Eine smarte Stadt stellt sich immer die Frage, wie sie sich für ihre Bürger nützlich machen kann. Es geht darum, auch durch den Einsatz neuer Technologien, das Leben der Menschen einfacher und sicherer zu gestalten. Stellen Sie sich vor, Sie bräuchten nur noch einen Pass, um alle Mobilitätsangebote der Stadt zu nutzen. In solchen Fällen reden wir noch nicht einmal von künstlicher Intelligenz, sondern über eine simple technologische Vereinfachung des Alltags. Genauso wie der Behördengang, der in Zukunft eben kein Gang mehr ist, weil für Sie gar nicht mehr die Notwendigkeit besteht, persönlich vor Ort zu sein. Stattdessen können Sie Ihr Anliegen auch per Smartphone oder am Computer erledigen. Hinzu kommen Infrastrukturthemen wie ein Internet, das höchsten Geschwindigkeits- und Qualitätsansprüchen genügt. Ein solches ist in einer Smart City genauso Standard wie die Laterne, die vor dem Haus steht oder frische Luft. Das ist ein Basic der Smart City. Dass wir heute in München noch Stadtteile haben, die sich mit einer Netzgeschwindigkeit von 25 MBits abmühen... das ist nicht smart.

Der Begriff Smart City klingt für viele jedoch immer noch nach einem seelenlosen, wenig lebenswerten Ort, der von Algorithmen und weniger von Gefühlen gesteuert wird. Deloitte Digital zitiert in einer Smart City-Präsentation den

Informatiker Andrew McAfee mit den Worten: „Digital technologies are doing for human brainpower what the steam engine and related technologies did for human muscle power. They're allowing us to overcome many limitations rapidly and to open up new frontiers with unprecedented speed. It's a very big deal. But how exactly it will play out is uncertain.“ Wenn sogar Experten, die technologisch absolut auf der Höhe der Zeit sind, in Zukunftsfragen ihre Ungewissheit eingestehen, muss man dann nicht vor der Smart City automatisch ein Stück weit Angst haben?

Ich glaube, es herrscht bei den Menschen weniger eine Angst vor der Smart City, als vor der Digitalisierung an sich. Diese Angst fußt auf einer zunehmenden Beschleunigung unseres Alltags und richtet sich gegen unbekannte digitale Territorien, die oft schwer greifbar sind. Wir erleben derzeit eine exponentielle technologische Entwicklung, die Dinge im Sekundentakt vorgibt, während wir eigentlich noch einen Jahrestakt gewohnt sind. Damit muss man erstmal klarkommen.

Aber wie?

Ich plädiere in erster Linie dafür, die digitale Transformation in Teilen zu entmystifizieren. Für eine Großmutter, die 1000 oder 10.000 Kilometern von ihren Enkeln entfernt wohnt, sind Facetime oder WhatsApp oder Skype doch ein Segen. Das ist doch keine Belastung. Es gibt aber natürlich auch eine Schattenseite, die neue Technologien mit sich bringen. Jedes Zusammenleben funktioniert nur mit Regeln und gegenseitigem Respekt, auch das Zusammenleben im digitalen Raum. Wir brauchen daher dringend konkrete Regeln, Dos and Don'ts. Diese Regeln zu gestalten ist Aufgabe der Politik und der Gesellschaft.

Hängen Ihrer Meinung nach die Vorbehalte gegenüber neuen Technologien auch damit zusammen, dass sich der digitale Raum, in dem sich die Menschen so einfach wie noch nie begegnen können, derzeit noch weitgehend unregu-

liert, als eine Art Wilder Westen präsentiert?

Massiv. Die Grundidee war ja eigentlich, dass die digitale Welt derjenige Raum ist, in dem erstmals jegliche Informationsasymmetrie verschwindet.

Was ist Informationsasymmetrie?

Die Informationsasymmetrie ist in der Geschichte eines der wichtigsten Tools gewesen, um Macht aufzubauen und auszuüben. Das Prinzip gilt bereits seit den Griechen und auch schon im Alten Rom. Schon damals basierte Macht zu großen Teilen auf einem Informationsvorsprung. Wer mehr und exklusive Informationen besaß, konnte bessere Entscheidungen treffen, die andere Parteien – ohne diese Informationen – so nicht treffen konnten. Nicht weil derjenige besser oder schlauer war, sondern einfach nur, weil ihm die für seine Entscheidung notwendigen Informationen vorlagen. Das ist eine Informationsasymmetrie. Nun ist jedoch das Internet eigentlich ein Garant dafür, dass wir alle zu gleichen Teilen, in der gleichen Zeit, die gleichen Informationen vorliegen haben.

Mit anderen Worten: Alle haben die gleiche Macht oder zumindest die gleichen Möglichkeiten, Macht auszuüben.

Im Grunde genommen ja. Doch leider gibt es noch kein umfassendes Regelwerk, keine Art Grundgesetz oder Bibel für den digitalen Raum. Und dadurch sind wir an diesem Punkt noch nicht angekommen. Stattdessen gibt es Player im digitalen Raum, die das Fehlen von Regeln zu ihrem Vorteil ausnutzen. Daten sollten zum Beispiel das Eigentum von Konsumenten und Personen sein, nicht von Unternehmen. Es gibt zwar bereits sehr viele Länder und auch EU-Organisationen, die über Regeln für den digitalen Raum nachdenken, aber dieses Denken – und da sind wir wieder beim Thema Beschleunigung – steht einem linear aufgestellten und massiven Behördenapparat gegenüber, während sich der digitale Raum weiter im Sekundentakt verändert. Das Resultat ist, dass oftmals Dinge in ein gesetzgebendes Verfahren gegeben werden, die vier, fünf Jahre alt sind und deren Geschäftsgrundlage so im

Netz gar nicht mehr existiert, da die Geschäftsmodelllogik gar nicht mehr aktuell ist. Diese unterschiedlichen Taktungen funktionieren nicht miteinander.

Es heißt, dass die Smart City sämtliche Lebensbereiche verändern wird. Das Wohnen, den Verkehr, die Sicherheit, die Bildung ... Haben Sie konkrete Beispiele, was uns die Zukunft diesbezüglich bringen wird? Vor allem beim Thema Verkehr sind die Menschen mittlerweile extrem aufgeschlossen und sehnen Lösungen wie das autonome Fahren geradezu herbei. Die lassen aber noch auf sich warten. Warum?

Ich bitte Sie, nicht den Fehler zu machen, all die genannte Themenfelder isoliert zu betrachten. Das Thema Verkehr hängt

meiner Meinung nach zum Beispiel eng mit dem Thema Wohnraum zusammen. Schauen Sie sich einmal an, mit welcher Geschwindigkeit derzeit in Bayern und München Flächen bebaut werden können. Gleichzeitig erleben wir, dass es in den beliebten Städten eine neue durch Geld errichtete Stadtbarriere gibt. Es gibt schlicht zu wenig bezahlbaren Wohnraum. Nun paaren wir dieses Thema jedoch einmal mit dem einer neuen Mobilität. Stellen Sie sich vor, Sie könnten in der Zeit, die Sie im Auto verbringen, bereits produktiv arbeiten, weil Sie den Wagen nicht fahren müssen. Sie kämen sogar sehr viel eher ans Ziel, da der Verkehr organisiert ist und es keine Staus gibt. Derzeit macht die Parkplatzsuche 40 Prozent des Stadtverkehrs aus. Wenn das wegfällt, dann haben Sie schon mal 40 Prozent weniger Verkehrsbelastung in der ganzen Stadt. Davon profitiert wiederum



^
Wir erleben eine technologische Entwicklung die Dinge im Sekundentakt vorgibt, während wir eigentlich noch einen Jahrestakt gewohnt sind.

die Umwelt. Wenn Sie in Zukunft jedoch schneller, und mit der Möglichkeit, während der Fahrt produktiv zu arbeiten, an Ihren Arbeitsplatz kommen, weitet sich das Stadtgebiet automatisch aus. Sie müssen dann nicht mehr direkt am Ostbahnhof wohnen, sondern können auch in Gilching oder sogar noch weiter draußen zu Hause sein ohne Zeit fürs Pendeln zu verlieren. In der Folge würde es also auch eine Entspannung am Immobilienmarkt geben. Mit einer Technologie wie dem autonomen Fahren ist daher auch unmittelbar eine soziale städtische Komponente verknüpft, so wie in der smarten Stadt alles miteinander vernetzt ist.

Warum fahren wir dann nicht alle bereits autonom?

Schaut man sich im Moment die Preisgestaltung von autonomen Fahrzeugen sowie von Elektrofahrzeugen an, stellt man sich in der Tat die Frage: Wer kann sich das leisten? Dabei heißt es immer, dass die technologische Entwicklung exponentiell bei gleichzeitiger Kostenregression erfolgt. Das stimmt eigentlich auch. Im Bereich des autonomen Fahrens sind wir jedoch noch nicht soweit. Die ganz großen Effekte der Digitalisierung werden wir ohnehin erst dann spüren, wenn alle Dinge um uns herum smart geworden sind und auch miteinander kommunizieren. Im Moment kann ich beispielsweise ohne Probleme meine Heizung über mein Smartphone steuern. Egal, wo ich bin. Das ist schön, aber der Nutzen ist eigentlich nicht sehr groß. Ich muss praktisch immer noch an meinem Thermostat drehen. Nur, dass sich dieses jetzt auch in meinem Handy befindet. Das ist noch immer recht mühselig. Sobald jedoch alles um mich herum smart ist, werde ich das Haus verlassen können und muss an meine Heizung gar nicht mehr denken. Ich muss auch keine Angst haben, dass ich meinen Schlüssel vergessen habe. Ich werde auch nicht mehr den Herd aus Versehen anlassen können und somit einen Brand verursachen. Das sind ganz banale Beispiele für smarte Automatisierungen, die den Menschen entlasten.

Sehen Sie nicht die Gefahr einer Abhängigkeit von der Technologie?

Zumal sich immer wieder zeigt, dass die Technik von außen angreifbar, also hackbar ist?

Ja, das ist so. Aber was ist der Unterschied zu einem Einbruch? Jedes System hat Fehler und Unzulänglichkeiten. Aber das ist kein Grund, die Dinge nicht anzugehen und natürlich ständig zu verbessern. In Asien ist man da schon ein Stück weiter. Da gehen Menschen und Technologie ganz anders miteinander um.

Wie erklären Sie sich diesen Unterschied in der Herangehensweise?

Wir sind hierzulande immer noch viel zu sehr Input-Output gesteuert. Sowohl in der Politik, als auch in der Gesellschaft. Nehmen Sie zum Beispiel das Thema Bildung und Sicherheit. Da reden wir immer nur über Polizisten und Lehrer. Wann immer es zu irgendwelchen Sicherheitslücken kommt, heißt die Input-Komponente „mehr Polizisten“, damit sich die Output-Komponente „gefühlte Sicherheit“ verbessert. Wann immer eine schlechte Pisa-Studie erscheint, heißt die Input-Komponente „mehr Lehrstellen“, um die Output-Komponente „Bildungsqualität“ zu erhöhen. Das ist eine lineare und völlig verkehrte Denkweise. Das Thema Bildung müssten wir beispielsweise vollkommen neu denken. Es geht heutzutage nicht mehr darum, in Einzelberufen Themen auswendig zu lernen, sondern es geht in Zukunft darum, wie man denkt. Das ist eine maßgeblich veränderte Ausgangsposition. Bereits in der Zeit der Industriellen Revolution haben uns Maschinen Standardaktivitäten abgenommen. Ein Auto oder ein Zug ist nun mal schneller, als ein Mensch es sein kann. Jetzt grenzen wir an ein Zeitalter, in dem Maschinen sogar Standard-Denkprozesse übernehmen werden. Das heißt, die Tatsache, dass jemand etwas auswendig lernen kann, ist kein Wettbewerbsvorteil mehr. Dieser lässt sich mit einem Internetzugang binnen Sekunden ausgleichen. Es geht in Zukunft darum, kognitiv Dinge zusammenzuführen, Schlüsse zu ziehen. Wir brauchen daher im Bereich der Bildung, und in vielen anderen Bereichen auch, neue Input-Komponenten. Das ist eine Riesenaufgabe, vor

der wir stehen.

Mehr Lehrer werden also in Zukunft nicht sowieso das entscheidende Thema für das Bewältigen der digitalen Transformation?

Ich denke schon. Bei uns steht in den Schulen auch immer noch viel zu sehr die Einzelleistung im Vordergrund, weniger die Teamdynamik. Dabei ist mit der digitalen Transformation auch ein ganz wichtiger sozialer Gesichtspunkt verbunden. Es besteht jetzt die Möglichkeit, Wissen unabhängig vom Einkommen oder der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht zur Verfügung zu stellen. Das war bisher unmöglich. Entweder gab es einen Zugang zur Bildung über die soziale Schicht oder die Finanzen. Hatte man den, konnte man auf eine tolle Uni gehen, dort ein Netzwerk aufbauen und sich auf diesem Netzwerk ein Leben lang nach oben hangeln. Heute hat jemand in Nigeria den gleichen Zugang zu Bildung wie jemand an der Yale- oder Harvard-Universität oder wie an der LMU. Das wird noch viel zu wenig wahrgenommen. Ein Klassenzimmer kann heute im Park sein oder zuhause. Die Entkopplung von Institutionen und Wissen ist eine Frage, mit der sich unsere Gesellschaft auseinandersetzen muss.

Wann werden wir denn in der ersten fertigen Smart City leben?

Da haben wir Deutschen ein besonderes Problem. Wir sind Produkt- und Serviceweltmeister. Made in Germany heißt 110 Prozent. Es heißt aber auch: fertig. Es fällt uns sehr schwer, das Denkmuster anzunehmen, dass etwas nie fertig sein könnte. Das aber ist bei Städten und auch bei der Smart City der Fall. Die Smart City muss ständig mit ihren Bewohnern interagieren. Sie muss laufend verstehen, was die Bewohner brauchen, was sie bewegt und es ihnen zur Verfügung stellen. Auf dieses Unfertige, den ständigen Informationsaustausch müssen wir uns einlassen. Verglichen mit vor 20 Jahren leben wir heute schon zu Teilen in einer Smart City. Und in zehn Jahren werden wir uns wundern, dass man überhaupt so leben konnte wie heute.

DER STADTPLANER

„Man kann
zusammen mit
Bürgern tolle
Lösungen für
Stadtprobleme
entwickeln.“



Marcus Jeutner (33) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Fachgebietes für Bestandsentwicklung und Erneuerung von Siedlungseinheiten am Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin und Gesellschafter des Berliner Stadtplanungsbüros insar. Gemeinsam mit dem Fachgebiet Strategische Führung und Globales Management wandelte man an der TU Berlin den aus der Produktentwicklung bekannten Design Thinking-Ansatz auf stadtplanerische Belange um und schafft mit dieser Methode ein vollkommen neues Miteinander von Politik, Wirtschaft, Bürgern und weiteren Stadtakteuren.

Weiterführende Informationen zu den Projekten findet man unter:

www.igs.info
www.migrants4cities.de
www.distibut-e.de

Herr Jeutner, Sie begleiten in verschiedenen Städten in Deutschland und auf der Welt mehrere Stadtentwicklungsprojekte mit einem innovativen Ansatz: Sie veranstalten mit Politikern, Bürgern, Vertretern der Wirtschaft und anderen Stadtakteuren Workshops, die auf der Design Thinking-Methode aufbauen. Wie funktioniert dieser Ansatz?

In unseren Workshops versuchen wir alle für ein Stadtentwicklungsprojekt maßgeblich relevanten Akteure inklusive der Bürger in die Planung miteinzubeziehen. Und das von Anfang an. Normalerweise funktioniert Stadtplanung oft so, dass ein Projekt geplant und eine Finanzierung gesucht wird. Anschließend wird das Ganze fertiggestellt und die Stadt und die Bürger müssen dann mit dem Ergebnis leben.

Die Stadt wirft also ein Produkt auf den Markt, das der Nutzer, in diesem Fall der Bürger, gar nicht braucht oder so nicht haben will?

Im Extremfall ist das so. Städte gingen in der Vergangenheit selten proaktiv auf Bürger zu. Sie sagten eben nicht: Wir haben hier eine Fläche, die wir bebauen wollen und nun kommt doch mal zusammen und lasst uns gemeinsam in einem ergebnisoffenen Prozess erarbeiten, wie wir das am besten machen.

In einem Prozess ohne Ziel?

Ja, man geht beim Design Thinking nicht mit einer Lösung in den Prozess, sondern immer mit einem Problem. Es geht am Anfang des Prozesses zum Beispiel nicht darum eine neue Metrolinie zu bauen, sondern es geht darum, Mobilitätsprobleme zu lösen. Das kann am Ende durch eine neue Metrolinie geschehen, wenn es die beste Lösung für alle ist. Vielleicht findet man aber auch vollkommen andere Ideen, die womöglich sogar viel einfacher umzusetzen sind und sich vielmehr an der Lebensrealität der Bürger orientieren. Daher starten wir in jedem unserer Workshops mit dem Mantra: Wir reden erst einmal nicht über Lösungen. Da nicken dann auch immer alle Beteiligten. Wenn wir sie anschließend jedoch

bitten, ihre Probleme aufzuschreiben, gibt es am Ende oft drei, vier Zettel, auf denen eine komplette Lösung skizziert ist. Frei nach dem Motto: „So will ich es haben. So funktioniert es. Wir brauchen gar nicht weiter zu reden.“ Das muss man immer wieder ansprechen und diejenigen zurückholen.

Wie setzen Sie das um?

Es gibt ganz klare Regeln, die bereits in der Design Thinking-Methode stecken. Es darf immer nur einer am Tisch sprechen. Kritik wird erstmal zurückgestellt. Alles, was gesagt wird, wird in der Runde aufgenommen. Wenn jemand sagt, der Querschnitt einer Straße sei zu groß, dann kann der nächste nicht sagen, der Querschnitt der Straße ist in Ordnung. Sonst sind wir sofort in einer Blockade. Beim Design Thinking geht es aber darum, auf den Problemen der anderen aufzubauen. Es ist verboten zu sagen: „Das ist ja schön und gut, aber...“. Stattdessen sagt man: „Das ist schön und gut und...“. Wir sammeln erst einmal alle Probleme und schauen dann, welche Möglichkeiten es gibt, alles zusammen neu zu arrangieren. Planer und Nutzer gehen also nie mit einem fertigen Produkt aufeinander zu, sondern tauschen sich schon aus, wenn es noch um die Problemdefinition als Grundlage für das Projekt geht.

Sie sagten zuvor, dass die Metrolinie, also Technologie, nicht immer die Lösung sein muss, um ein städtisches Problem zu lösen. Andererseits wird derzeit allerorten propagiert, dass wichtige Zukunftsfragen nur durch die technologisch aufgerüstete Stadt, die Smart City, gelöst werden können.

Die Idee einer Smart City wird vielerorts als Vehikel verwendet, mit dessen Hilfe man ganz grundsätzliche Infrastrukturprobleme angehen will. In Indien, wo wir in einige Projekte involviert sind, diskutieren wir technologische Themen wie Smart Lightning und intelligente Verkehrssteuersysteme, die man an einer bestimmten Stelle implementieren will. Und gleich daneben stehen ein paar Holzhütten, in denen die Menschen Wasser aus einer Kloake schöpfen und nach Goldstaub su-

chen. Das ist ein Spannungsfeld, das man fast schon zynisch nennen kann. Da stellt sich, meiner Meinung nach, in der Planung auch die Frage, wie es uns gelingt, diesen Zynismus aufzubrechen. Wie können wir eine Lösung schaffen, an der möglichst viele Menschen partizipieren? Eine Stadt muss sich immer fragen, für wen sie die Smart City eigentlich bauen will. Machen wir das nur für die Leute, die schon ein Smartphone in der Tasche haben? Was machen wir dann mit denjenigen Menschen, die sich keins leisten können, die zu alt dafür sind, oder die sich entscheiden ohne Smartphone zu leben? Wir fragen alle Beteiligten in unseren Projekten immer: Was ist die Vision, die ihr für eure Stadt habt? Wie wollt ihr in Zukunft zusammenleben? Und welche Wege wollt ihr gehen? Da gibt es sicherlich viele digitale Wege – aber eben nicht nur.

Sie haben Ihre Design-Thinking-Workshops bereits in verschiedenen Projekten realisiert. Wie erleben Sie den Austausch von Bürgern, Politik, Wirtschaft und Dienstleistern?

Wir erleben in konventionellen Beteiligungsformaten häufig, dass Bürger zu Beginn einer Veranstaltung die Gelegenheit nutzen, erstmal ihren ganzen angestauten Unmut abzuladen. Das ist verständlich, aber nicht sonderlich konstruktiv. Auf der anderen Seite sitzen dann womöglich der Mobilitätsdienstleister und die Stadtverwaltung am Tisch, begeben sich sofort in eine Abwehrhaltung und versuchen sich zu rechtfertigen. Wir erleben es daher bei der Entwicklung von Projekten, dass in manchen Städten bei den Verantwortlichen sofort die Alarmglocken schrillen, wenn wir unseren Ansatz vorstellen. Auch da müssen wir oft viel Überzeugungsarbeit leisten, um der Stadt zu verdeutlichen, dass es in unseren Urban Design Thinking Prozessen nicht darum gehen wird, jemanden anzuklagen und dass ein offenes Miteinander innovative Lösungen für Städte hervorbringen kann. Dieses gegenseitige Anklagen und sich verteidigen müssen wir oft erst aufbrechen, um in einen konstruktiven Dialog zu kommen.

Warum ist das Verhältnis zwischen



▼

Eine typische Bürgerversammlung: Bereits durch die Sitzordnung manifestiert sich ein Gegen- statt Miteinander von Politik und Bürgern

Stadt und Bürgern heutzutage so angespannt?

Mein Eindruck ist, dass sich in Bürgerforen und Projektworkshops oft Spannungen entladen, die eh in der Luft sind und für die es zuvor jedoch keinen Adressaten gab. Es gibt in fast jedem der von uns betreuten Projekte das Problem, dass jemand das Gefühl hat, in der Vergangenheit nicht ernstgenommen worden zu sein. Wir erleben auch, dass die Menschen registrieren, dass überall in der Stadt gebaut wird, sie selbst sich das aber gar nicht mehr leisten können und nur noch die Möglichkeit haben, an den Stadtrand zu ziehen. Dann aber stehen die Leute auf dem Weg zur Arbeit zehn Stunden in der Woche im Stau.

Und aus Sicht mancher Bürger funktioniert die Alternative, der ÖPNV, ja auch nicht, weil er „von denen da oben“, die alle keine Ahnung haben, vollkommen fehlgeplant ist.

Ja, das hört man oft. Aber ein Stück weit haben die Bürger ja auch recht. Bürgerbeteiligung ist an sich nichts Neues. In manchen Bereichen ist sie sogar gesetzlich vorgeschrieben. Wir vermeiden diesen Begriff der Beteiligung jedoch ganz bewusst, weil er den Prozess, den wir auf den Weg bringen, nur ungenügend beschreibt und nichts

mit dem zu tun hat, wie Bürgerbeteiligung in der Regel abläuft. Nehmen wir das Beispiel des Tempelhofer Feldes in Berlin, dem ehemaligen Flughafen, der jetzt eine Grünfläche ist. Da haben Sie mitten in Berlin eine Fläche mit einem enormen Potential für die Schaffung von innerstädtischem Wohnraum. Der Plan der Stadt Berlin sah vor, am Rande des Feldes vor allem Wohnungen zu errichten. Zwischenzeitlich wurde das Feld jedoch zur Nutzung für verschiedene Akteure freigegeben und die Angebote dort wurden sehr gut angenommen. Die Planung des Wohnungsbaus, die zwar immer noch sehr viele Freiflächen vorgesehen hätte, wurde unterdessen – so die Wahrnehmung vieler Bürger – im stillen Kämmerlein gemacht. Als dann das fertige Ergebnis präsentiert wurde, hat das in der Bevölkerung für so viel Unmut gesorgt, dass in einem Volksentscheid entschieden wurde, dass auf dem Feld gar nichts gemacht wird. Dadurch ist momentan eine Fläche, auf der dringend benötigter Wohnraum und andere spannende Projekte realisiert werden könnten, erstmal blockiert. Solche Beispiele finden sich zuhauf. Ob Sie nun Stuttgart 21 nehmen oder sich anschauen, was in Berlin entlang der Spree passiert. Es reicht heut-

zutage nicht mehr, Bürgern ein fertiges Konzept vorzulegen und sie zu fragen, ob sie das gut oder schlecht finden. Es geht uns aber in unseren Projekten auch darum, den Belangen von Unternehmen, der Stadtverwaltung und Anderen Raum zu geben und sie mit denen von Bürgern zu verbinden. Das geht über Beteiligung im eigentlichen Sinn hinaus.

Findet diesbezüglich bei Stadtplanern ein Umdenken statt?

Ich denke schon. Aber nicht nur dort. Städte, wie auch große Unternehmen merken ja, dass sie mit ihren großen Systemlösungen oft nicht mehr weiterkommen. Unsere Methode ist u.a. entstanden, weil große Technologieunternehmen, Mobilitätskonzerne oder Wohnungsbauunternehmen mit realen Planungsprojekten an uns herangetreten sind, bei denen sie aufgrund von Blockaden nicht mehr weiterkamen und nach einer Lösungsmöglichkeit gesucht haben. Daraufhin haben wir begonnen die Design Thinking-Methode Stück für Stück in einem städtischen Kontext zu übersetzen und an realen Planungsaufgaben auszuprobieren. Es passiert viel zu oft, dass es durch Planungsfehler und Umplanungen Bauverzögerungen gibt oder Projekte ganz scheitern. Firmen geraten dadurch oft auch in ein schiefes Licht. Etwa weil die Projekte nicht in der Zeit oder im Budget fertig werden. Dabei ist das nicht immer deren Schuld, sondern liegt eher an einer Herangehensweise, die Lösungen entwickelt, ohne sie am realen Bedarf von späteren Nutzern zu testen.

Ihre Methode verhilft also nicht nur zu stabileren Konsenslösungen, sondern rechnet sich am Ende auch für eine Stadt oder ein Unternehmen?

Sagen wir mal so: Bei dem riesigen Investitionsbedarf, den wir in Deutschland, aber auch weltweit in den Städten haben, können wir es uns nicht leisten, Lösungen scheitern zu lassen oder drei Jahre lang in die falsche Richtung zu planen. Stadtplanung darf nicht nur reagieren, sie muss auch proaktiv gestalten können. Im Moment brauchen wir in den Metropolen in Deutschland zum Beispiel zehntausende neue Wohnungen im Jahr. Wenn wir die wirklich bauen wollen,

dann brauchen wir neue Wohnstandards, damit das überhaupt realisierbar ist. Aber welche? Diese Standards definieren wir nicht, indem wir Bauentwickler einfach machen lassen. Die kriegen wir nur heraus, wenn wir mit den zukünftigen Mietern oder Eigentümern zusammenarbeiten. Denn eine neue Generation von problembehafteten Großwohnsiedlungen am Stadtrand – die kann niemand ernsthaft wollen. Vielleicht findet man zusammen jedoch eine Lösung, wie der kostengünstige serielle Wohnungsbau auch attraktiv umgesetzt werden kann? Das gelingt aber nur, wenn sich alle Beteiligten dazu austauschen.

Wie stellen Sie die Teilnehmer der Workshops zusammen?

Das ist eine zentrale Frage. Vertreter aus der Wirtschaft und aus der Stadt findet man relativ leicht, weil es dort ganz klare Zuständigkeiten gibt. Der Bürger ist ein Stück weit eine unbekannt Variable. Meist geht es über Multiplikatoren und Zielgruppenvertreter. Wenn wir bspw. ein Projekt behandeln, das mit dem demografischen Wandel zu tun hat, wenden wir uns an Seniorenvereine. Bei der Entwicklung eines Mobilitätsprojektes in Berlin arbeiten wir mit einem Träger zusammen, der sich zuvor schon in der Nachbarschaft engagiert hat und dort über weitreichende Kontakte verfügte. In Mannheim wollten wir hochqualifizierte Migranten für ein Projekt gewinnen. Dafür haben wir uns mit Unterstützung der Stadt an Hochschulen und Studentenorganisationen gewandt. Aber selbst, wenn man alle Akteure an einem Tisch versammelt hat, ist die Sache immer noch kein Selbstläufer. Sie müssen die Leute ständig motivieren. Die Bürger müssen ja im Moment für die Teilnahme an einem solchen Projekt – im Verlauf eines Jahres – mehrere Tage Urlaub nehmen oder als Selbstständige auf Einnahmen verzichten. Es ist Teil unserer Forschungsarbeit herauszufinden, ob es da auch andere, die Bürger weniger belastenden Möglichkeiten der Zusammenarbeit gibt, damit der Prozess auch wirtschaftlich darstellbar ist. Im Moment funktioniert das noch nicht ohne Förderung.

Sie haben geschildert, dass vor Beginn eines solchen Prozesses die Befürchtung besteht, dass

Bürger am Anfang der Workshops oft erstmal Frust abladen. Was passiert, wenn die konkrete Arbeit am Projekt beginnt?

Wir erleben häufig in unseren Workshops, dass Bürger gar nicht gewohnt sind, in dieser Form angesprochen zu werden. Man muss ihnen erst vermitteln, dass es sich bei dem Workshop um einen geschützten Rahmen handelt, in dem ihre Meinung genauso zählt wie die des Bahnvorstandes oder Oberbürgermeisters, der da womöglich mit im Raum sitzt. Der geschützte Rahmen existiert aber natürlich auch für diese beiden Personen. Da lernt dann der Bürger eben auch, warum die Bahn nicht so oft fahren kann, wie er sich das wünscht. Einfach, weil es vielleicht Zwänge im Betriebsablauf gibt. Es ist immer leicht ein Problem zu erkennen. Aber um die Ursache zu verstehen, muss ich einen tieferen Einblick in das Thema bekommen. Das ist wieder einer der wichtigen Punkte, warum wir bei der Planung die verschiedenen Akteure an einen Tisch bringen müssen. Jeder muss die Chance haben, die Sichtweisen des Anderen kennenzulernen. Wenn man den Bürgern diese Chance gibt, kann man mit ihnen ganz tolle Sachen entwickeln.

Ist es so, dass Sie in Ihren Workshops ein zum Teil abhanden gekommenes Gefühl von Gemeinschaft wiederherstellen?

Es gibt Anzeichen, dass dem so ist. Das Klima in den Arbeitsgruppen verbessert sich, sobald die Gruppen ein Vertrauen zueinander aufgebaut haben. Die Sprache des Anderen sprechen oder ihn zumindest zu verstehen, ist sehr wichtig. Dafür brauchen sie aber immer den physischen Kontakt, die persönliche Auseinandersetzung. Wir sehen zwar auch, wie bestimmte Initiativen mit digitalen Partizipationsplattformen arbeiten – diese können aber das miteinander Reden und Arbeiten nicht ersetzen. In unseren Workshops entstehen immer wieder ganz spannende Konstellationen, wenn der Geschäftsführer eines Unternehmens mit einer Rentnerin zusammensitzt und beide aus Pappe und Alufolie an einem Prototyp basteln. Das schweißt auch ein Stück zusammen.

DIE GASTRONOMIN

„Wir müssen die Schranken aus den Köpfen der Menschen bekommen.“



Katharina Inselkammer ist mit Leib und Seele Wiesn-Wirtin. Nun hat sie im Werksviertel-Mitte ein weiteres Projekt gestartet. Ihre kunst-Werk-küche ist Restaurant, Deli, Eventlocation, Kochschule und Cateringküche in einem. Das Besondere: Hier arbeiten Menschen mit und ohne Behinderung zusammen.

Wie kamen Sie auf die Idee die kunst-Werk-küche aufzubauen?

Ich habe vor zwei Jahren einen Freund meines Sohnes kennengelernt, der hat das Down-Syndrom. Der Junge war öfter bei uns daheim und da habe ich erstmals wirklich erlebt, wie es ist, wenn man mit einem Menschen zu tun hat, der anders ist, als gewohnt. Ich war unheimlich erstaunt, wie positiv dieser Junge war und wie er mit seiner Situation umgegangen ist. Etwa zur selben Zeit kam jemand aus der



^ „Menschen mit Behinderung können viel mehr leisten, als ihnen die meisten zutrauen“, sagt Katharina Inselkammer. Sie will beweisen, dass Inklusion und Wirtschaftlichkeit einander nicht ausschließen.

Schule auf mich zu und fragte mich, ob ich nicht das Catering der Schule übernehmen könne, da man mit dem alten nicht mehr zufrieden war. Diese beiden Themen beschäftigten mich also gleichzeitig und kamen in Form der kunst-Werk-küche schließlich zusammen.

In der kunst-Werk-küche arbeiten Menschen mit und ohne Behinderung zusammen. Gleichzeitig ist das Projekt als GmbH aufgestellt, die sich wirtschaftlich selbst tragen soll. Warum das?

Ich habe damals, als ich den Freund meines Sohnes erlebt habe, gemerkt, wieviel mehr Menschen mit Behinderung eigentlich können, als man oft meint. Vorausgesetzt sie werden gefördert und gefordert. Wir alle suchen in unserem Leben nach Anerkennung, auch durch unsere Arbeit. Ab September wollen wir auch ein Ausbildungsbetrieb sein. Wir können dann junge Menschen mit einer Behinderung zwar vielleicht nicht zum Restaurantfachmann, sondern nur zum Restauranthelfer ausbilden – da laufen die Verhandlungen mit der IHK noch –, aber in jedem Fall würden diese Menschen am Ende der Ausbildung etwas in der Hand halten, auf das sie stolz sind. Etwas, das sie selbst geschafft haben. Ich kriege derzeit am Tag drei bis vier Bewerbungen, ohne jemals ein Inserat geschaltet zu haben. Das zeigt auch, wie groß der Bedarf an integrativen Arbeits- und Ausbildungsplätzen in München ist.

Wenn man in Ihrer kunst-Werk-küche sitzt, wird einem bewusst, dass man in seinem Arbeitsleben aber auch im alltäglichen Leben kaum Menschen mit Behinderung zu sehen bekommt. Als würde es sie gar nicht geben. Wie reagieren die Gäste im Lokal auf Ihr Konzept?

Die Reaktionen sind total unterschiedlich. Es gibt Leute, die finden die Idee super und fragen sofort, wie sie das Projekt unterstützen können. Und dann gibt es aber auch Leute, die sagen: Wieso machen Sie so etwas? Dann frage ich immer zurück: Ja, wieso denn nicht? Da entstehen dann immer ganz spannende Gespräche. Wir werden demnächst auch in den umliegenden Büros einen Brotzeitser-

vice anbieten. Da geht dann jeden Tag ein Zweierteam los. Einer mit und einer ohne Behinderung. Da bin ich auf die Reaktionen schon sehr gespannt. Inklusion dient ja auch dazu, die Schranken aus den Köpfen wegzubekommen. Deshalb habe ich in der kunst-Werk-küche auch keine zwei Gläser, die gleich sind. Wenn bei uns drei Leute sitzen und sich drei Schorlen bestellen, dann bekommt jeder seine Schorle in einem anderen Glas.

Warum das?

Um zu beweisen, dass nur weil das Glas, die äußere Hülle anders ist, in jedem Glas trotzdem das Gleiche drin ist. Und dass man dem Inhalt in dem fremden Glas eine Chance geben sollte. Das gilt auch für uns Menschen.

Warum sind Sie mit dem Projekt ausgerechnet ins Werksviertel-Mitte gekommen?

Ich bin bewusst hierher gegangen, weil ich das Konzept sehr innovativ finde. Hier im Werksviertel-Mitte wird eben nicht jeder Quadratmeter ausgenutzt, sondern es wird Wert auf besondere Konzepte gelegt. Für mich hat das hier außerdem ein einzigartiges Großstadtflair, etwas Urbanes. Leben und leben lassen. Es gibt hier zum Beispiel viele unterschiedliche Gastromomen auf engstem Raum. Von denen steuert aber jeder eine eigene Idee bei, die alle wunderbar nebeneinander existieren können.

Sehen Sie Ihr Engagement bei einem Projekt wie der kunst-Werk-küche eigentlich auch ein Stück weit als Bürgerpflicht?

Sagen wir mal so: Ich glaube, dass der liebe Gott uns die Kraft gibt, bestimmte Dinge zu tun. Ich selbst habe vier gesunde Kinder und darf in meinen Traumjob als Wiesen-Wirtin arbeiten. Ich fand einfach, dass es jetzt an der Zeit ist, etwas zurückzugeben. Wir wollen ja in der kunst-Werk-küche später auch für Schulen und Kindergärten kochen. Die Zusammenarbeit soll aber über die Tätigkeit eines normalen Caterers hinausgehen. Wenn wir alle Genehmigungen bekommen, würden wir die Kinder auch gerne zu uns in die Küche holen. Da hätten sie dann zum Beispiel die

Gelegenheit, Zutaten nur am Geruch, durch Fühlen oder in einer Blindverkostung zu erraten. Nehmen Sie beispielsweise einen frischen Sellerie. Und nach der Blindverkostung gibt es den paniert, denn der schmeckt wie ein Schnitzel. Und dann gehen die Kinder heim und erzählen zuhause, dass sie heute einen Sellerie gegessen haben. Was meinen Sie, was die Eltern da für Augen machen.

Der Name Inselkammer ist eng mit der Stadt München verbunden.

Seit Jahrhunderten prägt ihre Familie das Stadtgeschehen mit. Wie beurteilen Sie die Entwicklung der Münchner Stadtgesellschaft in den letzten Jahren?

Mir gefällt sehr gut, dass München immer München geblieben ist. Im Gegensatz zu vielen anderen Städten ist München immer ganz eigen geblieben. Die Münchner sind ein besonderes Volk. Sie sind ihrer Stadt gegenüber sehr positiv, sehr herzlich eingestellt. Was ich jedoch sehr schwierig finde ist, aber das ist wohl der Zeitgeist, dass gerade die Innenstadt immer stromlinienförmiger wird. Die gesamte Kaufingerstraße ist nur noch auf Gewinnmaximierung ausgerichtet. Alles ist anonym geworden. Früher, wenn ich in die Stadt gegangen bin, habe ich immer einen Bekannten oder Freunde getroffen und geratscht. Weil man damals auch noch geschlendert ist. Heutzutage schlendert man nicht mehr.

Stattdessen muss alles immer schneller gehen.

Ja, neulich wollte eine Dame bei uns und wollte einen Espresso ToGo haben. Den gibt es aber nicht. Da war sie erst ein wenig ungehalten. Es ist dann ein Cappuccino und ein halbstündiges Gespräch geworden und als sie gegangen ist, habe ich zu ihr gesagt: „Na, das war doch jetzt auch mal schön, oder?“

Die Stadt als permanenter Kommunikationsraum.

Das geht leider immer mehr verloren. Ich finde es auch tragisch, dass viele nur noch in Shopping Center gehen. Ich ertappe mich selbst auch manchmal dabei. Es ist eben sehr praktisch, wenn man alle

Läden an einem Fleck hat. Aber damit stirbt auch wieder ein Stück weit die Kommunikation untereinander. Dabei mögen doch die Leute das Leben in der Stadt, das Besondere. Warum ist der Viktualienmarkt so ein Magnet für Münchner und Touristen? Weil er eine Identität hat, weil er etwas Besonderes ist.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft Ihres Projektes?

Ich habe eine ganz bestimmte Zukunftsvision: Wenn es gut läuft und wir unsere Arbeit hier ordentlich machen, dann werden wir in München das erste Konzerthaus haben, das von einem integrativ arbeitenden Caterer beliefert wird. Was wäre das für ein Signal, auch für die Stadt München, wenn wir das schaffen würden. Ich weiß, dass die Konkurrenz in München enorm ist, aber wir nehmen diese Herausforderung an.

DIE EHRENAMTLICHE

„Wer kein Geld hat, kann am sozialen Leben nicht teilhaben.“





Im Dezember 2016 gründete Sandra Bisping den Verein „Ein Herz für Rentner“, der bundesweit Rentner unterstützt, die trotz jahrelanger Arbeit in Armut leben. Deutschlandweit sind mehr als 5,7 Millionen davon betroffen – Tendenz dramatisch steigend. Mit ihrem Verein kämpft Sandra Bisping darum, die armen Senioren zurück in die Mitte unserer Gesellschaft zu holen und ihnen ein Leben in Würde zu ermöglichen.

Mehr Infos zum Verein gibt es unter www.einherzfuerrrentner.de

Frau Bisping, wann haben Sie angefangen, sich mit dem Thema Altersarmut zu beschäftigen?

Ich habe 25 Jahre in der Medienbranche gearbeitet, zuletzt bis 2013 als stellvertretende Chefredakteurin für mehrere Wochenzeitschriften. Allerdings hat mich diese Tätigkeit zum Ende hin nicht mehr erfüllt. Daher habe ich angefangen, mich bei einem Verein zu engagieren, der sich ebenfalls um Senioren kümmert und bin so mit dem Thema Altersarmut in Berührung gekommen. Das Thema war mir bekannt, was Altersarmut aber wirklich

< Obwohl die Altersarmut auch in Deutschland immer mehr wächst, hat sie kein wirkliches Gesicht und bleibt seltsam unsichtbar. Denn wer kein Geld hat, kann am öffentlichen Leben nicht mehr teilhaben. Es ist, als würde es diese Menschen gar nicht geben.

bedeutet und was sie mit den Menschen macht, war mir nicht bewusst. Wir reden hier von Menschen, die teilweise hungern, weil sie auf eine neue Matratze oder eine Waschmaschine sparen müssen. Dabei haben sie ein Leben lang gearbeitet und

Kinder großgezogen. Die Umstände, in denen diese Menschen nun leben müssen, sind würdelos und ungerecht.

Wie sind die Rentner in diese Situation geraten?

80% der Betroffenen sind Frauen. Aufgrund von Kindererziehung, Teilzeitarbeit und Minijobs haben sie eine so geringe Rente, dass sie monatlich nicht über die Runden kommen. Ebenso betroffen sind Geringverdiener wie beispielsweise Friseure, Reinigungs- und Pflegekräfte sowie Handwerker oder Gastronomen. Menschen, die körperlich richtig „gebuckelt“ haben. Sehr viele haben starke Arthrose und können daher auch nicht mehr arbeiten, um sich vielleicht etwas hinzuzuverdienen, wie es immer mehr Rentner mittlerweile müssen.

Wie gehen die Rentner mit ihrer Situation um?

Sie schämen sich sehr. Viele sitzen vor mir und fragen mich: „Was habe ich denn bloß falsch gemacht?“ Das macht mich immer sehr betroffen. Denn sie geben sich auch noch die Schuld für ihre Situation. Dabei haben sie ein Leben lang gearbeitet und sollten im Alter angemessen von ihrer Rente leben können.

Werden die Rentner nicht von ihren Familien unterstützt?

Viele sind alleine. Manche haben kein Kontakt mehr zur Familie. Es gibt aber auch Fälle, in denen sich die Kinder sehr wohl um ihre Eltern kümmern. Da sie aber selbst Familie haben, sind die Mittel begrenzt, um den Eltern zu helfen. Wir kümmern uns zum Beispiel auch um eine 87-jährige Rentnerin, die von ihrem Sohn sehr liebevoll betreut wird. Unter der Woche muss der Sohn jedoch arbeiten und kann seiner Mutter das Mittagessen nicht zubereiten. Sie braucht also Essen auf Rädern. Das aber kann sich der Sohn nicht leisten. Da helfen wir.

Wie helfen Sie noch?

Wir unterstützen Senioren mit Monatspatenschaften in Höhe von 38 Euro. Das klingt nach wenig Geld, ist für die Rentner aber ein enormer Luxus. Damit schenken wir ihnen ein Stück Würde zurück und sie können mal wieder in ein

Café gehen oder ins Theater. Oder dem Enkel endlich mal wieder ein kleines Geschenk zum Geburtstag kaufen. Ansonsten unterstützen wir bei Anschaffungen wie warmen Schuhen für den Winter, Zuzahlungen zu Medikamenten, die die Krankenkasse nicht übernehmen, Brillen, Matratzen, Waschmaschinen und vieles mehr. Die Zuzahlungen für Zahnersatz sind auch immer ein großes Thema. Ganz wichtig sind uns aber auch Veranstaltungen gegen Einsamkeit. Wer kein Geld hat, kann am sozialen Leben nicht mehr teilhaben. Das führt wiederum dazu, dass die Menschen und ihre Probleme für die Gesellschaft unsichtbar werden. Aber Einsamkeit macht auf Dauer krank. Wo immer es uns möglich ist, versuchen wir dem entgegenzuwirken und die Menschen wieder ins Leben zurückzuholen.

Wie?

Wir organisieren Veranstaltungen, die wir ausschließlich über Kooperationspartner finanzieren, also nicht über Spendengelder. Wir sprechen mit dem Busunternehmen, mit dem Theater oder mit den Gastronomen. Da war noch keiner dabei, der gesagt hat: „Nee, mach ich nicht.“ Die Organisation ist zwar aufwändiger, als wenn ich einfach zehn Eintrittskarten kaufe oder einen Tisch in einem Lokal reserviere. Doch es ist uns wichtig, dass die Spendengelder ausschließlich für die finanziellen Nöte ausgegeben werden. Wir arbeiten auch mit zwei Grundschulen zusammen. In der Weihnachtszeit haben die Kinder zum Beispiel Geschenke verpackt, damit unsere Rentner am Weihnachtsabend auch etwas zum Auspacken haben.

Was bewirken die Veranstaltungen, die sie organisieren?

Da spielen sich oft rührende Szenen ab. Im vergangenen Jahr waren wir auf Einladung einer Spenderin mittags auf der Wiesn. Als unsere Rentner erfuhren, dass sie sich dort etwas von der Karte bestellen dürfen, fingen einige an zu weinen. Eine Dame hatte seit Jahren keine Ente mehr gegessen. Sie war so glücklich. Wir erleben ganz oft, dass Rentner von sich aus sagen, dass es ihnen, seit sie uns kennen, psychisch viel besser geht, weil

sie das Gefühl haben, mit ihrer Not nicht mehr allein zu sein. Oft rufen Senioren an, da weiß ich sofort, dass sie eigentlich momentan nichts brauchen, sondern einfach nur reden wollen.

Sie sagen, dass arme Menschen keine Möglichkeit haben, am sozialen Leben teilzuhaben. Warum lässt unsere Gesellschaft das zu?

Da herrscht immer noch sehr viel Unverständnis. Viele denken: Hätten die früher halt mal mehr gearbeitet, dann würde es ihnen heute nicht so schlecht gehen. Das ist nicht wahr. Ich sehe aber auch, dass immer mehr Menschen nur noch mit sich selbst beschäftigt sind. In den Städten schaut ja keiner mehr nach rechts und links. Einer unserer Rentner ist im Hochsommer zum Arzt gegangen, weil er erkältet war. Der Arzt hat ihn untersucht, es für nicht so schlimm befunden und zur Bettruhe geraten. Der Mann hat sich dann auf den Weg nach Hause gemacht und ist unweit der Praxis kollabiert. Es hatte an dem Tag über 35 Grad. Die Leute gingen eine halbe Stunde lang an ihm vorbei. Vielleicht auch, weil ihm beim Sturz das Gebiss aus dem Mund gefallen war. Viele dachten, es wäre eine betrunkenen Obdachloser. Nach einer halben Stunde kam endlich ein Krankenwagen und brachte den Mann in die Klinik auf die Intensivstation. Dort stellte man Nierenversagen und eine Lungenentzündung fest. Hätte der Rentner noch eine Viertelstunde länger auf dem Gehsteig gelegen, wäre er gestorben. Ich kann das nicht verstehen. Das bringt doch schon der Anstand mit, jemanden, der am Boden liegt, zu fragen, ob er Hilfe braucht.

Warum passiert es uns, dass wir in der Stadt mittlerweile so aneinander vorbeileben?

Der Erfolgsdruck für die Menschen wird immer größer. Im Arbeitsleben zählt oftmals nicht mehr der Mensch, sondern nur doch die Leistung und die Zahlen. Die Leute sind so in ihrem Job gefordert, dass sie für andere Sachen kaum noch Kraft haben. Die Menschen haben so sehr mit sich selbst zu tun, dass sie sich nicht auch noch um andere kümmern wollen oder

können.

Wie könnte man das Miteinander von alten und jungen Menschen wieder stärken?

Ich finde die Idee der Generationenhäuser super, in denen ältere Menschen vielleicht mit Studenten oder mit Familien zusammenleben und alle sich gegenseitig unterstützen. Die Älteren passen am Abend mal auf die Kinder auf, dafür erledigen die Jüngeren die Einkäufe. Ich würde auch gerne ein „Haus der Begegnung“ eröffnen, welches den Rentnern immer offensteht, wenn sie sich einsam oder schlecht fühlen, verbunden mit einem Second-Hand-Fundus und Gastronomie. Dort hätten sie jederzeit die Möglichkeit, andere Menschen zu treffen und sich einzubringen. Die soziale Integration ist so wichtig für die Gesundheit. Das gilt übrigens nicht nur für Rentner.

Sie sitzen mit Ihrem Büro im neuen Werksviertel in einem der hippen Schiffscontainer der Pop-up City. Wie wurden sie hier aufgenommen?

Sehr gut. Für die Rentner ist das hier im Werksviertel auch ganz toll. Hier bewegt sich etwas. Ich sehe immer gern, wenn sie hier langlaufen und neugierig schauen, was es denn da und dort Neues zu erleben gibt. Schön sind auch die vielen kostenlosen Ausstellungen in der whiteBOX. Wir haben hier außerdem schon einige Kooperationspartner gefunden. So schenkt uns Global Concert zum Beispiel regelmäßig Karten für Konzerte, die die Rentner dann besuchen können. Oder sie essen viermal im Monat kostenlos in der NachtKantine zu Mittag. Eine warme Mahlzeit ist das Größte für sie.

Wie kann man Ihren Verein unterstützen?

Vor allem mit Geldspenden, denn in erster Linie brauchen die Rentner finanzielle Hilfe. Sachspenden können wir im Moment leider noch nicht lagern. Wir versuchen zwar oft Dinge zu vermitteln, wenn sie uns angeboten werden, aber ohne Lager ist das oft sehr kompliziert. Außerdem suchen wir ehrenamtliche Helfer.

Welche Voraussetzungen müssen die mitbringen?

Sie sollten fit am Computer sein und gerne mit alten Menschen zusammen sein. Oft geht es darum, die Anträge mit den Rentnern auszufüllen und diese zu bearbeiten. Natürlich gehören auch allgemeine Bürotätigkeiten wie Telefon, Buchhaltung und andere administrative Arbeiten dazu.

DER STARTUP-HELFER

„Keiner weiß, wie es funktioniert, aber lasst es uns zusammen entdecken und gemeinsam lernen“



Herr Mann, wenn man das WERK1 betritt, steht man erstmal in einem einladenden Café. Stimmt das Klischee von der digitalen Bohème, die die Zukunft quasi nebenher beim Nippen an einem Cappuccino erfindet, etwa doch?

Nein, im Gegenteil. Wir sehen, dass die Leute, die hier sind, das mit einer großen Ernsthaftigkeit machen. Die investieren hier ihre Lebenszeit, ihr Geld, die meinen das verdammt ernst. Die meisten verlassen hochbezahlte Jobs in großen Unternehmen, um bei uns an ihrem eigenen Ding zu arbeiten. Die kommen hierher und wissen ganz genau, dass sie nicht nur zum Feiern hier sind. Manche sind vielleicht sogar zu fokussiert. Dafür haben wir ja aber eine Community-Managerin, die dem entgegenwirkt und den Austausch der Unternehmen im WERK1 permanent fördert. Wir sind ja nicht einfach nur ein Büovermieter oder Anbieter von Coworking-Plätzen, sondern ein Haus, in dem wir eine aktive Gründer-Community unterhalten, die sich gegenseitig pusht und unterstützt. Und genau dabei hilft uns auch unser Café.

Wie das?

Die Leute aus den im Haus ansässigen Unternehmen können sich hier treffen, in Kontakt kommen und sich austauschen. Das Café ist ein ganz wichtiger Katalysator für Kommunikation

Dr. Florian Mann (37) ist Geschäftsführer im WERK1. Dort sorgen er und sein Team dafür, dass eine aktive Gründer-Community für junge digitale Startups nach dem Motto „Zusammen arbeiten, zusammen feiern“ ihre Ideen für die digitale Zukunft umsetzen kann. Wo immer möglich versuchen die WERK1-Residents sich gegenseitig zu unterstützen und gemeinsam Knowhow zu erarbeiten. Etwa 35 Unternehmen sind derzeit im WERK1 zuhause. Hinzu kommt eine mehr als 100 Personen starke Coworking-Community. Maximal zwei Jahre dürfen die Unternehmen im WERK1 bleiben. Dann müssen sie in der freien Wirtschaft funktionieren. Gefördert wird das Projekt vom bayerischen Staatministerium.

Mehr Informationen zum Konzept sowie zu Veranstaltungen im WERK1 gibt es unter www.werk1.com

und Gemeinschaft. Wir selbst machen uns das Prinzip alle zwei Wochen bei unserem Werksfrühstück zunutze, zu dem wir alle im Haus einladen. Essen verbindet nun mal.

In der heutigen Welt kann sich doch aber jeder binnen Minuten mit jedem digital vernetzen. Warum braucht man da noch ein Café?

Der persönliche Kontakt ist durch nichts zu ersetzen. Du brauchst immer den persönlichen Kontakt, um Nähe und Vertrauen aufzubauen. Andererseits unterhalten die Startups aber auch Kontakt über einen Slack-Channel. Das ist ein digitales Tool, ähnlich einer WhatsApp-Gruppe. In der können die Unternehmen Entwicklerkapazitäten oder Knowhow anfragen oder auch mal einen Kunden weiterschicken, den sie selbst gerade nicht versorgen können.

Gibt es noch andere Mittel, mit denen Sie Gemeinschaft fördern?

Ja, die Büros bei uns im WERK1 haben zum Beispiel alle Glastüren. Jeder, der hier arbeitet, ist für andere sichtbar. Das mag auf den ersten Blick nur eine Kleinigkeit sein, macht aber viel aus. Darüber hinaus arbeiten wir daran, für unsere Startups im Rahmen einer Industrieinitiative einen Platz zu schaffen, an dem sie sich zusätzlich mit großen Unternehmen vernetzen können. Außerdem würden wir gerne Formate schaffen, bei denen wir Leute aus München und anderen Städten ins WERK1 holen, um sie für das Thema Unternehmertum zu sensibilisieren. Ich mag daher den Begriff Gründerszene, der oft im Zusammenhang mit dem WERK1 fällt, gar nicht so sehr. Eine Szene ist ein Stück weit eine geschlossene Gesellschaft. Da muss man erst etwas tun, um Teil der Szene zu werden. Wir sind bei der Auswahl der Unternehmen, die zu uns kommen zwar sehr selektiv, nach außen hin wollen wir aber so offen wie möglich sein und jeden einladen, sich bei uns vorzustellen. Auch da hilft uns das lockere Entree mit unserem Café.

Warum ist Ihnen Gemeinschaft im WERK1 so wichtig?

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die Startups im Grunde alle dasselbe

Problem haben ...

... fehlendes Geld?

Nein, das zentrale Leiden ist Knowhow. Die meisten Startups haben zwar eine gute Idee, es fehlt ihnen jedoch an der Erfahrung und am Knowhow, die Idee zu einem funktionierenden Produkt zu machen.

Und das gelingt dann mithilfe der anderen Startups?

Ja, manchmal schon, wenn ein Unternehmen beispielsweise in der Entwicklung schon ein Stück weiter ist. Beispielsweise beim Vertrieb. Da kann man sich dann austauschen und schauen, ob die Erfahrung auch anderen weiterhilft. Wir haben beispielsweise einen Coach im Haus, der alle Startups genau kennt. Er weiß, wer woran arbeitet und lädt dann fünf bis sieben Startups zu einem Termin ein, an dem ein Thema besprochen wird, mit dem alle zu tun haben. Das sind unsere sogenannten Wissensaustauschkreise.

Nach File-Sharing, Car-Sharing oder Food-Sharing kommt nun also auch Knowledge-Sharing?

Ja, es ist sogar sehr wichtig. Aber man darf sich das nicht so vorstellen, dass da ein Business-Guru an der Tafel steht und den ahnungslosen Startups erklärt, wie der Hase läuft. So funktioniert Startup-Coaching nicht. Die meisten Unternehmen bei uns im WERK1 arbeiten an Dingen, die es noch nicht gibt. Die kann einem keiner erklären. Es geht in den Wissensaustauschkreisen nicht darum, gängige Lehrmeinungen zu vermitteln, sondern sich auszutauschen, um gemeinsam Lösungen für Probleme zu finden, die zuvor noch niemand hatte. Das ist übrigens auch ein Modell, von dem ich mir wünschen würde, dass es an unseren Schulen eingeführt würde.

Warum?

Wir hatten einmal eine Veranstaltung mit 100 Schülern im WERK1, die sogenannten Startup-Teens. Da waren unter anderem Philipp Lahm und die damalige bayerische Wirtschaftsministerin Ilse Aigner zu Gast, um mit den Jugendlichen darüber zu reden, was es heißt, ein Unternehmen aufzubauen. Ebenfalls

mit dabei waren die Youtuber von The-SimpleClub, die interaktive Lernangebote und Online-Nachhilfe anbieten. Die haben den Schülern dann ziemlich unverblümt gesagt, dass das, was sie jetzt in der Schule lernen, in Zukunft gar nicht mehr relevant sein wird. Da haben einige erstmal geschluckt. In dem anschließenden Gespräch kam heraus, dass die Kinder durchaus neugierig auf „moderne“ Lernangebote sind, zum Beispiel Code schreiben. Das findet in der Schule aber gar nicht oder nur sehr beschränkt statt.

Weil die Lehrer es nicht können.

Das müssen sie doch auch gar nicht. Sie müssten einfach nur eine andere Rolle einnehmen, die eines Coaches, der sich vor die Klasse stellt und sagt: Okay, keiner weiß, wie es funktioniert, aber lasst es uns zusammen entdecken und gemeinsam lernen. Das Asset der Zukunft ist nicht Wissen, sondern zu wissen, wie ich mir Wissen erarbeite und es weiterentwickle. Wir müssen aus dem Trott rauskommen, dass in unserem Leben immer jemand vor uns stehen wird, der alles weiß. Egal, ob in der Schule oder in der Arbeit. Unsere Welt verändert sich so schnell, dass wir in Zukunft permanent Dinge anpacken müssen, von denen wir wissen, dass wir sie nicht können.

Ist das die sogenannte Startup-Mentalität: Ich weiß nicht, wie es funktioniert, aber ich finde es heraus?

Ja, aber da sind wir noch ein ganzes Stück von entfernt, dass eine solche Mentalität sich in der Gesellschaft insgesamt durchsetzt. In Relation zu anderen Ländern haben wir in Deutschland ja immer noch sehr wenige Gründer. Wir merken zum Beispiel häufig in unseren Bewerbungsprozessen, dass viele Gründer sehr selbstkritisch sind und denken, sie müssten ein Genie oder besonders brillant sein, um mit ihrer Geschäftsidee erfolgreich zu sein. Diese Angst versuchen wir den Leuten zu nehmen. Die wenigsten von uns kommen als fertige Unternehmer auf die Welt.

Warum sind Gründer so wichtig für unsere Gesellschaft?

Ganz einfach, Gründer sind der Motor für die Innovationskraft in unserer Gesellschaft. Wirklich revolutionäre Ideen kommen nur selten von großen Unternehmen. Es gibt sogar einen Fachbegriff dafür: das „Innovator's Dilemma“. Kurz: Etablierte Unternehmen können durch die Verbesserung bestehender Produkte kurzfristig meist einen höheren Wert erzeugen als durch die Entwicklung komplett neuer Technologien und Lösungen. Zumal solche Neuentwicklungen üblicherweise mit enormem Risiko und negativen Folgen für die bestehenden Produkte verbunden sind („Kannibalisierung“). Ein Beispiel sehen wir gerade beim Thema E-Autos: Behutsam versuchen die großen Konzerne schon seit Jahren massentaugliche E-Autos für die Serienproduktion zu entwickeln. Gleichzeitig werden bestehende Modelle mit Verbrennungsmotor teilweise alle zwei bis drei Jahre überarbeitet und neu auf den Markt gebracht. Am Beispiel des E-Auto Startups „Sono Motors“ sehen wir gerade, wie schnell so eine Entwicklung von Gründern gemacht werden kann. Die sind in kurzer Zeit von der Idee zum Prototypen für ein zukunftsfähiges Gesamtkonzept gekommen – finanziert via Crowdfunding, was bei kleinen Teams völlig ausreicht. Und nicht jedes Startup muss das nächste Amazon oder Facebook werden. Wir helfen im WERK1 Gründern ihre Träume zu verwirklichen und langfristig mit einer eigenen Idee erfolgreich zu sein – dafür brennen wir. Doch auch wenn sich eines Tages die Möglichkeit für einen „Exit“ bietet, kann das natürlich eine gute Alternative sein. In diesem Fall übernehmen große Unternehmen üblicherweise die Mehrheit oder auch alle Anteile an einem jungen Unternehmen, um sich so Zugang zu wirklich innovativen Produkten und auch zu den dahinterstehenden Talenten zu sichern. Nach einiger Zeit stürzen sich viele Gründer dann auf eine neue Idee. Wir haben im WERK1 Mieter, die bereits an ihrem zweitem oder dritten Startup bei uns arbeiten. Diese so genannten „Serial Entrepreneurs“ sind für unsere Community natürlich von unschätzbarem Wert, weil sie bereits alle für ein Startup kritischen

Phasen einmal gemeistert haben.

Gibt es auch Unternehmen im WERK1, die scheitern?

Ja, das gehört dazu. Erst neu-lich musste eines unserer Unternehmen Insolvenz anmelden und hat einen großen Räumungsverkauf gemacht. Da kamen noch mal alle zusammen, haben Abschied genommen und sich gegenseitig auf die

Schulter geklopft. Was uns jedoch besonders gefreut hat, war die Tatsache, dass ein Teil der Mitarbeiter des Unternehmens im WERK1 bleiben kann, weil sie bei anderen Firmen im Haus untergekommen sind. Auch das ist ein Vorteil einer funktionierenden Community. Vom Scheitern einer Idee geht die Welt nicht unter. Es geht immer weiter.



^
Noch immer eines der modernsten und leistungsfähigsten Netzwerk-Tools weltweit: das Café. Hier im WERK1.

URBANISMUS VON UNTEN

Je stärker sich Teile des Lebens ins Reich des Digitalen verlagern, desto wichtiger wird für den Menschen das Dabeisein, die Realpräsenz, die sich nirgendwo so intensiv spüren lässt wie im Körper der Stadt. Mit Flashmobs, Guerilla Crosswalks, Chair oder Weed Bombing erobern immer mehr Menschen den öffentlichen Raum zurück und tragen so zur wachsenden Vitalität der Stadt der Digitalmoderne bei. In diesen Aktionen spiegelt sich jedoch auch ein neues Kollektivdenken, das unsere Vorstellung von Gesellschaft von Grund auf ändert.

Text

Hanno
Rauterberg

Illustration

Loomit

Wovon sprechen wir, wenn wir von Öffentlichkeit sprechen? Zum einen von Institutionen, vom Bundestag, von Schulen, auch vom Museum. Doch interessanter als diese klar definierten Formen des Öffentlichen ist das, was man die gefühlte Öffentlichkeit nennen könnte. Denn mehr als alles andere ist es dieses Gespür für das, was öffentlich ist, das sich derzeit auf erstaunliche Weise verändert. Es ist eine Veränderung, die vor allem von den digitalen Techniken vorangetrieben wird und das öffentliche Leben vieler Städte, ihre Urbanität, tiefgreifend verändert.

Was genau sich da wandelt, lässt sich daher am Beispiel des urbanen Raums auch besonders gut zeigen. Hier wird plastisch, was gefühlte Öffentlichkeit bedeutet – und wie sich diese mit Beginn der Digitalmoderne deutlich wandelt.

Das Internet hat eine bewusstseins-, eine wahrnehmungsverändernde Wirkung, es wandelt unsere Vorstellungen von dem, was privat und von dem, was öffentlich genannt wird. Es wandelt nicht zuletzt unsere Vorstellung von Gesellschaft und damit die Gesellschaft selbst.

Hoch hinauf und weit hinaus, das waren die Bewegungsrichtungen der Moderne. Es galt, den Raum zu weiten, ihn zu überbrücken. Oft schien das Wegkommen entscheidender als das Ankommen. Und schon deshalb war es der Traum vieler Menschen, vor allem der jungen, ein Auto zu besitzen: Es versprach die Freiheit, sich fahrend der Geographie des eigenen Lebens zu entziehen. Erwachsenwerden hieß: selber lenken.

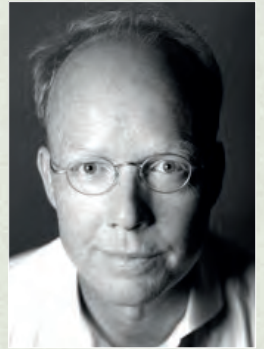
Die Digitalmoderne mit ihren technischen Erfindungen mobilisiert die Stadt abermals und verschiebt ihre Geographie, allerdings auf andere Weise als zuvor. Bewegung und Beschleunigung

münden nicht länger zwingend in ein Fort und Weg, denn beweglich ist der Mensch auch, ohne sich vom Fleck zu rühren. Er bewegt sich im Raum des Digitalen, überbrückt dort mühelos Distanzen, erfährt zu weit entfernt lebenden Mitmenschen eine Nähe – dank der Videotelefonie von Skype zum Beispiel –, die keinen Ortswechsel verlangt. Beschleunigung bleibt wichtig, doch reicht es schon, die Datenübertragungsrate und Prozessorgeschwindigkeit zu erhöhen. Die Ich-Kapsel des Automobils bekommt Konkurrenz durch das Ich-Phone, durch mobile Kommunikationsgeräte, die auf vergleichbare Weise dem Individuum ein Gefühl der Souveränität und



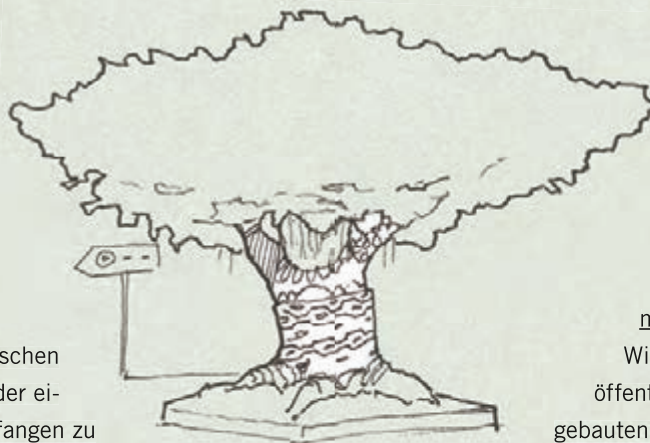
Grenzenlosigkeit zu vermitteln wissen. Entsprechend hat das Statussymbol von einst, das eigene Fahrzeug, viel von seinem Glanz eingebüßt, gerade bei den Jüngeren. Die Zulassungszahlen in Deutschland sind besonders bei den Unterdreißigjährigen rapide gesunken, seitdem die ersten Smartphones kostengünstig angeboten werden. Erwachsenwerden heißt nun, so könnte man sagen: selber surfen.

Auf vielfältige Weise wirken der urbane und der digitale Raum aufeinander ein; und in dieser Wechselwirkung befördern sie mal Anonymität und Abstumpfung, mal Neugierde und die Bereitschaft, sich die Stadt neu zu erschließen. Das Interesse aber an der urbanen Erfahrung, so viel lässt sich mit Gewissheit sagen, dürfte weiter wachsen, allein schon aus kompensatorischen Gründen. Je stärker sich Teile des Lebens



HANNO RAUTERBERG

Hanno Rauterberg, Jahrgang 1967, ist seit 1998 Kunst- und Architekturkritiker im Feuilleton der ZEIT. 2013 erschien bei Suhrkamp sein inspirierendes Manifest "Wir sind die Stadt", in dem er sich mit den Veränderungen unserer Städte und der Gesellschaft vor dem Hintergrund einer zunehmend digitaler werdenden Welt auseinandersetzt.



ins Reich des Digitalen verlagern, je mehr Menschen das Gefühl anweht, in der eigenen Echokammer gefangen zu sein, weil ihnen das Netz immer nur das zeigt, was sie ohnehin schon kannten, umso größer scheint das Bedürfnis nach Realräumen zu werden. Das Bedürfnis nach zufälliger Begegnung und jener „Kraft der Intersubjektivität“, von der Jürgen Habermas spricht und die nicht zuletzt auch eine körperliche Erfahrung ist. Das Anfassen wird wichtiger, das Dabeisein, die Realpräsenz; nicht zuletzt deshalb zieht es viele hinaus in den Arenen des Öffentlichen, in denen es lärmt und stinkt und blinkt und alle Sinne gefordert werden.

Auch das Internet möchte gerne instantan sein, live-tickernd und echtzeitig. Doch kann es lediglich das vorführen und vermitteln, was sich zuvor in Bildern, Töne und Text übertragen lässt. Die Gestimmtheit eines Raums, alles Intuitive, mit dem ein Mensch die Atmosphäre eines Platzes erspürt und sein Gegenüber erfasst, bleibt der Wirklichkeit existierender Orte vorbehalten. Erst im Körper der Stadt bekommt der Mensch die eigene Körperlichkeit zu spüren.

Allgemein wächst die Bereitschaft, sich auf – mal mehr, mal weniger – politische Art zu weithin ungewohnten Spielformen des Öffentlichen im Realraum zu verabreden. Manche begeistern sich für Flash- und Smartmobs, bei denen sich Menschen per Internet oder SMS-Mitteilungen zu skurrilen Kurzaktionen verabreden, etwa zum Polkatanzen vor der chinesischen Botschaft oder zu Kissenschlachten auf städtischen Plätzen – solange bis wilde Federwolken fliegen. Andere verlegen sich auf das Guerilla-Knitting, bei dem sie Baumstämme oder Brückengeländer bestricken und so dem rauen, abweisenden Körper der Stadt eine zweite, wär-

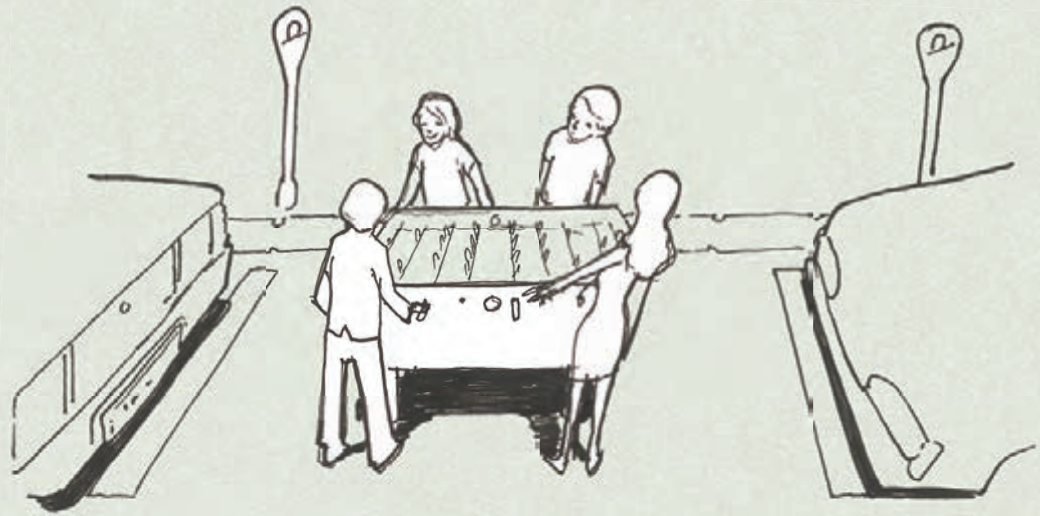
mende Haut verleihen.

Wieder andere statten den öffentlichen Raum mit selbst gebauten Bänken und Stühlen aus, eine Unternehmung, die in den

USA unter dem Namen Chair-Bombing bekannt ist. Und fast immer ist das Internet, sind Facebook und Twitter, der Katalysator. Das Netz prägt das Verhalten im öffentlichen Raum. Die Bereitschaft, sich einzumischen, sich mit anderen kurzzuschalten, etwas gemeinsam zu gestalten, die Erfahrung, dass sich hier etwas verändern und dort etwas überarbeiten lässt, das Bedürfnis, sich selbst als handelndes Subjekt zu erfahren – all das gehört zur Kultur des interaktiven Internets. Und all dem verdankt die Stadt der Digitalmoderne, verdankt die Öffentlichkeit viel von ihrer wachsenden Vitalität.

Auch das Netz kennt natürlich widerstrebende Bewegungen: Es erschließt Wege in die Anonymität und Vereinzelung; zugleich befördert es das Kollektivdenken, jenes Phänomen des Charismas, das im Moment viel von sich reden macht. Vielleicht ließe sich sogar behaupten, dass dieses Gemeinschaftsgefühl, das in Crowd-Sourcing-Projekten wie Wikipedia zum Ausdruck kommt, sowie erst recht jene Freiheit der Meinungsäußerung, jener Moment der Selbstermächtigung, der aus dem Nutzer einen Produzenten macht, dass all diese Internetphänomene auch die Psychologie des Öffentlichen verändern und sich auch deshalb das Verhalten vieler Menschen in den realen Räumen der Öffentlichkeit wandelt.

Interessanterweise finden dabei viele angestammte Techniken der künstlerischen Intervention zu ungeahnter Popularität. Man könnte sogar fragen, ob die Kunst sich nicht verselbständigt hat und Künstler in gewisser Weise überflüssig werden. Jedenfalls wird der neue Urbanismus von unten vielerorts von einem Jargon der Subversion



begleitet, wie ihn auch manche künstlerische Milieus pflegen. Von Guerilla Crosswalks ist die Rede, wenn Aktivisten mit weißer Farbe einen Zebrastreifen auf die Straße malen. Es gibt Guerilla Wayfinding (nach Vorlagen im Internet ausgedruckte Hinweisschilder, die mit Plastikbändern an Laternenmasten festgemacht werden). Es gibt Space Hijacker (die per Facebook, Twitter oder auf anderen Kanälen dazu aufrufen, einen U-Bahn-Waggon zu okkupieren, um dort eine Party abzuhalten). Es gibt Weed Bombing (wenn in heruntergekommenen Quartieren wucherndes Unkraut farbig angesprüht wird, um es schmückender erscheinen zu lassen oder auch um auf die Verwahrlosung aufmerksam zu machen). Und natürlich gibt es auch Guerilla-Gärtner. Dabei signalisiert der Begriff Guerilla vor allem, dass es sich um ein eigenmächtiges Tun handelt: nicht ferngesteuert von staatlichen Stellen, nicht fremdbestimmt von ökonomischen Interessen, sondern freies Handeln im freien Raum. Ein gewisser Kitzel des Verbotenen, selbst wenn keine strafrechtliche Verfolgung droht, mag dazukommen.

Auch das Basteln, Kneten und Formen als eine Art des Selbstspürens sucht sich als Gegenüber die raue Stadt. Sie wird zur Vorlage, zur Gestaltungsaufgabe. Sie scheint als Austragungsort des gestaltungswilligen Ichs besonders verlockend zu sein, sie bietet Reibung, Erdung, eine Realität für oftmals irrealer Einfälle: So zum Beispiel die sogenannten Park(ing) Days, die alljährlich in mittlerweile einigen hundert Städten überall auf der Welt abgehalten werden. Geprägt wurde die Initiative 2005 in San Francisco von den Mitgliedern des Designbüros Rebar, das sich daran störte, wie viel öffentlicher Raum von Autos okkupiert wird. Sie besetzten deshalb eine Parkbucht mitten in der

Innenstadt.

stellten dort aber nicht etwa ihren Wagen ab, sondern nutzten die freie Fläche, um einen Kurzzeitpark einzurichten, mit Rollrasen, Gartenbank und Bäumchen im Kübel. Selbstverständlich fütterten sie die Parkuhr während der Aktion mit Münzen.

Die Botschaft war ebenso klar wie heiter: Vor aller Augen wurde sichtbar, was es bedeutet, ein Stückchen städtischen Grund kurzzeitig zu pachten, nur um dort zu parken, obwohl doch so viele andere, für das Leben in der Stadt weit wertvollere Dinge auf diesen Flächen möglich wären.

Wenn gleich es immer nur einzelne sind, die hier eine Parkbucht temporär umkodieren, gedeiht in diesen Kleingärten doch ein Kollektivgefühl, gerade weil die Ursprungsidee weitergetragen wird; die Initiatoren von Rebar sprechen von einem Open-source-Projekt. Jeder darf sich daran bedienen, darf es fortspinnen und wiederum andere dafür begeistern. Denn gerade das macht den Reiz aus: dass auf dem Standardmaß einer Pkw-Parkfläche aberhundert Varianten entstehen können, mal ausgestattet mit kleinen Hügelchen, mal mit Strohbällen oder Kickertisch. Viele Teilnehmer stellen ihre Bilder bei dem Bilderportal Flickr ein, vergleichen ihre Ideen mit denen anderer und fühlen sich mit ihnen verbunden: in ihrem Verlangen, zumindest für einen Tag die eigene Stadt ein wenig einladender und damit öffentlicher erscheinen zu lassen. Hinzu kommt, dass manche die ursprüngliche Idee vom eigenen Kleinstpark abgewandelt haben und auf der per Parkuhr gemieteten Fläche anderen Bedürfnissen nach Veränderung eine Bühne bereiten, wenn etwa eine Tanzfläche oder ein kleiner Swimmingpool

aufgebaut werden oder ein Zelt zum urbanen Mittagsschlaf einlädt. Manche der Teilnehmer machen auch auf soziale Probleme aufmerksam, indem sie eine kostenlose medizinische Untersuchung anbieten. Andere verbinden ihre Aktion mit einem Plädoyer für alternative Formen der Mobilität und bieten eine Gratis-Reparatur alter Fahrräder an.

Viele Begriffe begleiten diese Verwandlung des Öffentlichen, da ist die Rede von Bottom Up, Open Source, Open Design, Open Data, von Croud Sourcing oder Co-Creation, und sie alle zeugen von einem gesteigerten Interesse an kollektiven Denk- und Entwicklungsprozessen.

Hehre Utopien haben in der Digitalmoderne ausgedient; wenn es um Veränderung geht, dann im Modus des Pragmatismus. Die Welt braucht und kann nicht neu erfunden werden, so das Credo. Es reicht sie hier zu reformieren, dort zu ergänzen und stets im Kleinen mit dem Großen zu beginnen. War die klassische Moderne von der absoluten Machbarkeit der Welt überzeugt, so träumt die Digitalmoderne nicht von Erlösung und kann sich eine final beglückte Gesellschaft nicht vorstellen. Wenn überhaupt hofft sie auf eine Welt 2.0 oder auch 3.0, auf optimierte Versionen des Bestehenden, der selbstverständlich weitere Versionen folgen werden. Auch diese Moderne fußt auf dem Glauben an die Machbarkeit, doch nicht in einem totalen, sondern einem vorläufigen Sinne. Das Netz ist nicht zufällig ihre wichtigste Metapher: das Fortspinnen und Erweitern, das Neuverknüpfen und Knotenlösen, das ebenso Fragile



wie Bewegliche ist darin aufgehoben und prägt das Verhältnis zu dem, was ist und was kommen könnte. So wenig sich die Gegenwart emphatisch auf die Zukunft wirft, so gering ist auch ihre Abneigung der Vergangenheit.

Und warum profitiert von all dem ausgerechnet die Stadt, diese eigentlich so archaische Form von Öffentlichkeit? Weil im sogenannten Zeitalter des Postmaterialismus das urbane, das öffentliche Leben viel von seiner Verheißung zurückgewinnt. Nirgendwo sonst scheinen jene Bedürfnisse, die sich mit Geld nur selten befriedigen lassen, einen besseren Ort zu finden: das Bedürfnis nach Kreativität, nach Zugehörigkeit, nach geistigem Austausch, auch das Bedürfnis nach Kontemplation und nach dem Gefühl, etwas verändern zu können. Die Stadt wird zum Projektionsraum – und sie wird es auch deshalb, weil sich die Wahrnehmung dieses Raums geweitet hat.

Längst hat man sich daran gewöhnt, dass es die eine Öffentlichkeit so wenig gibt wie den einen Raum. Es gibt eine Marktplatz- und eine Sportplatzöffentlichkeit, eine Fernseh- und eine Facebook-Öffentlichkeit, und ebenso formen die neuen urbanen Bewegungen eine eigene, temporäre Ausprägung von Öffentlichkeit. Darin mögen manche einmal mehr die segmentierte Gesellschaft erblicken, die keinen Begriff mehr von sich selber hat. Gleichwohl fällt auf, dass zumindest einige dieser Bewegungen gerade deshalb in die Stadt drängen, weil sie dort Räume für ihre geteilten, kollektiven Interessen finden. Es sind Gemeinschaften, die frei sind von den üblichen Gewinnabsichten. Nicht um Konsum, nicht um

materielle Vorteile geht es ihnen, sondern um ideelle Werte. Mal teilen sie eine politische Überzeugung, mal die Freude am gemeinsamen Gärtnern und Turnen, mal fühlen sie sich wie beim Dîner en Blanc durch ein öffentliches Essen, den Augenblick geteilten Genusses, oder durch die kollektive Erfahrung der künstlerisch-kreativen Gestaltung einer Straßenkreuzung verbunden.



nicht auf den Vorteil des Einzelnen zielendes Zusammenspiel von Fremden erstens als denkbar und zweitens als lustvoll erscheinen lassen. Während in der Moderne die geistige Haltung der Großstädter als „Reserviertheit“ (Georg Simmel) beschrieben wurde und

der öffentliche Raum primär als Raum der Koexistenz divergierender Lebensentwürfe galt, ermutigt die Digitalmoderne eine Überwindung der Blasiertheit, ohne den Wert der Pluralisierung aufzugeben. Der Raum wird zum Raum der Kooperation.

Auch dies sind keine starken Formen von Öffentlichkeit, hier geht es – anders als in Parlamentsausschüssen – nicht um komplexe Entscheidungsfindung, nicht um Argument und Gegenargument. Doch immerhin ist das gesellschaftliche Wir, das in den meisten urbanen Bewegungen zusammenfindet, nicht auf Ab- und Ausgrenzung bedacht. Es schließt nicht aus, es schließt auf. Und das ist gerade im „Zeitalter des Access“ (Jeremy Rifkin), in dem Zugang und Zugriff wichtiger werden als Besitz, nicht geringzuschätzen. Es unterscheidet dieses urbane Wir von den kommerziellen Sonderzonen des Öffentlichen, von den Lounges und Spas und Erlebnisparks, diesen „Blasen der Immanenz“ (Marc Augé), die den Zutritt nicht selten an Wohlstand, Besitz oder Status koppeln. Ob Flashmob, Geocaching oder Urban Gaming – immer sind es einladende, gestaltungsoffene Öffentlichkeiten: Jeder ist willkommen, der sich auf die kollektiven Regeln einlassen oder sie in der Auseinandersetzung mit anderen verändern mag.

Nicht zuletzt darin offenbart sich die Bedeutung, die solche temporären, posttraditionalen Gemeinschaften für das Gesellschaftliche haben können. Sie prägen Verhaltensmuster, die ein freies,

Es spricht daraus, egal wie flüchtig solche Kooperationen mitunter sind, ein Verlangen nach Verständigung und auch nach Einverständnis. Daraus erwächst noch kein stabiles Gemeinwesen. Doch weil die urbane immer auch eine plurale Erfahrung ist, wird so zumindest das kollektive Empfinden begünstigt. Denn ein starkes öffentliches Bewusstsein bedeutet ja auch: eine grundsätzliche Einsicht darin, dass es eben nicht nur urbane Wahlverwandtschaften, sondern auch steter gesellschaftlicher Regeln und Institutionen bedarf, ohne die Demokratie kaum mehr wäre als nur ein Wort.

HEIMAT IN ZEITEN DER DIGITALISIERUNG

Wir sprachen mit Staatsministerin Ilse Aigner und dem CSU-Generalsekretär Markus Blume über die Auswirkungen der Digitalisierung auf unsere Gesellschaft, Heimatgefühle in einer globalisierten Welt und darüber, ob wir Gemeinschaft im digitalen Zeitalter neu lernen müssen. >

Interview
Daniel
Wiechmann

Das Interview mit Staatsministerin Ilse Aigner und CSU-Generalsekretär Markus Blume führten wir bereits im März diesen Jahres.



GLOBALISIERTE WELT

Mobilität und Kommunikation haben jeden Ort der Erde erreichbar und die Welt damit kleiner gemacht. Doch wo in dieser neuen Welt finden wir Heimat?



ILSE AIGNER

Ilse Aigner ist seit 2013 stellvertretende bayerische Ministerpräsidentin und seit März 2018 Bayerische Staatsministerin für Wohnen, Bauen und Verkehr. Zuvor war sie als Staatsministerin für Wirtschaft und Medien, Energie und Technologie unter anderem auch für die Entwicklung digitaler Zukunftsstrategien im Freistaat Bayern verantwortlich.

Frau Staatsministerin, Sie waren im Frühjahr dieses Jahres mit Unternehmern auf einer Veranstaltung im Werksviertel, auf der Jugendliche mit Unternehmern über Startups und die Digitalisierung gesprochen haben. Was haben Sie von dieser Veranstaltung mitgenommen? Was hat Sie besonders beeindruckt?

IA: Das war beeindruckend, stimmt. Die Jugendlichen haben sich nicht nur sehr kreativ gezeigt, sondern auch ein Verständnis für unternehmerisches Denken bewiesen. Genau darum geht es bei den Startup-Teens: Junge Menschen sollen sich frühzeitig damit auseinandersetzen, was es bedeutet ein eigenes Unternehmen zu gründen und erfolgreich zu führen. In Sachen Gründerdynamik hat sich bei uns im Land in den vergangenen Jahren viel getan. Trotzdem brauchen wir noch mehr Gründergeist. Deswegen bleibt das Thema auf meiner politischen Agenda ganz oben.

Experten sagen, dass wir aufgrund der Digitalisierung unsere Art zu lernen und die Inhalte unserer Lehrpläne komplett überarbeiten müssen. Es ist nicht Ihr Fachgebiet, aber teilen Sie diese Meinung und machen höflich Druck bei Ihrem Kollegen, Herrn Minister Spaenle? Was passiert in diesem Bereich?

IA: Da ist überhaupt kein Druck notwendig, weil wir uns bei dieser Frage einig sind. Digitale Grundkenntnisse, etwa bei Programmiersprachen, gehören heute einfach zum Handwerkszeug. Das gilt im Übrigen auch für die berufliche Bildung. In immer mehr Berufen finden digitale Prozesse und Anwendungen selbstverständlich statt. Darauf müssen wir unsere Schüler und Azubis vorbereiten, ebenso die Lehrer.

Markus Blume (MB): Das ist eine riesige Aufgabe. Dafür brauchen wir eine nationale Kraftanstrengung. In den Koalitionsverhandlungen haben wir deshalb den Digitalpakt Schule vereinbart und werden ihn mit fünf Milliarden Euro über fünf Jahre ausstatten. Daneben investieren wir massiv in die berufliche Bildung, beispielsweise mit einem Sonderprogramm zur Digitalisierung überbetrieblicher Berufsbildungsstätten. Wir wollen, dass unser System der dualen Berufsausbildung auch in Zeiten der Digitalisierung weltweites Vorbild bleibt.

Der Begriff Digitalisierung macht vielen Menschen auch Angst, weil sie fürchten, dass durch die zunehmende Technisierung unseres Lebens das Zwischenmenschliche, die Beziehungen zu anderen Menschen,

verloren geht. Kann das wirklich passieren?

MB: Angst gibt es bei neuen Technologien immer. Denken Sie an die Erfindung der Eisenbahn oder des Autos: Vor was wurde da alles gewarnt! Entscheidend ist, dass die Technik dem Menschen dient und nicht umgekehrt. Sobald der Nutzen die Risiken klar überwiegt, will keiner mehr den Komfort von Technik missen: Denken Sie nur an den Mobilfunk. Man darf nur nicht den Fehler machen, zu glauben, dass die digitale Welt ein vollkommener Ersatz für die reale Welt wäre. Aber eine Gefahr?

IA: Die Gefahr besteht meines Erachtens nicht wirklich. Trotzdem muss jeder für sich selbst digitale Grenzen ziehen. Kein Chat kann ein gutes Gespräch von Angesicht zu Angesicht ersetzen. Das ist ein wesentlicher Aspekt unserer Maßnahmen zur Medienkompetenz. Gerade Kindern und Jugendlichen wollen wir nicht nur die Chancen der digitalen Kommunikation vermitteln, sondern auch die Risiken aufzeigen.

Warum kommen wir um die Digitalisierung nicht herum? Was bringt sie uns?

IA: Weil die Vorzüge die Nachteile überwiegen. Ich teile den Fortschrittspessimismus nicht. Klar ist, dass die Digitalisierung die Art, wie wir leben und arbeiten revolutioniert. Insgesamt wird die bayerische Wirtschaft aufgrund ihrer Innovationsfähigkeit davon aber profitieren. Bei Themen wie autonomes Fahren, Digitalisierung in der Medizin oder Industrie 4.0 spielen wir in der ersten Liga. Das ist die Grundlage für zukünftiges Wachstum, für Wohlstand und für sichere Arbeitsplätze. Die Digitalisierung ermöglicht uns einerseits ganz neue Geschäftsmodelle, etwa bei den FinTechs. Gleichzeitig bietet sie aber auch die Möglichkeit, dass ein Techniker aus Bayern eine Maschine irgendwo in Afrika wartet oder ein Münchner Arzt einen Patienten in Bangladesch untersucht.

MB: Ich würde die Frage umdrehen: Was passiert, wenn wir nicht mitmachen? Ich sage voraus: Da wird niemand auf uns warten. Denn die Digitalisierung hat die Kraft mehrerer Revolutionen zusammen. Sie ist radikal, sie verläuft global – und sie führt uns in ein Zeitalter des exponentiellen Wachstums. Das heißt, es geht um alles: um unsere Arbeitsplätze, unseren Wohlstand und auch die Art, wie wir freiheitlich zusammenleben. Deshalb gilt: Wir sollten die Welle lieber reiten, als uns wegschülen zu lassen.

Wie beeinflusst die Digitalisierung, die weltweite Vernetzung von Wirtschaft und Kommunikation, unsere Vorstellung von Heimat?

IA: Die Digitalisierung ist vor allem ein großer Ermöglicher. Wenn ich das Beispiel Kommunikation aufgreife, wird das, glaube ich, sehr deutlich. Heutzutage ist es kein Problem mehr, Informationen aus fast jeder Ecke der Welt in Echtzeit abzurufen. Dabei weiß ich aber oft nicht, ob meine Quelle verlässlich ist oder ob es sich um fake news handelt. Demgegenüber ist Heimat, als das was mir vertraut und bekannt ist, viel greifbarer und besser einzuschätzen. Deswegen spielt Heimat heute wieder eine größere Rolle.

MB: Die Vorstellung von Heimat ist immer individuell. Aber sie entsteht heute in einem anderen Kontext. Früher war Heimat im Zweifelsfall dort, wo die Menschen geboren wurden, ihr Leben verbracht haben und gestorben sind. Heute ist das nicht mehr so ortsbezogen. Diese Entwicklung hat aber nicht erst mit der Digitalisierung eingesetzt.

Mit der Globalisierung und der Digitalisierung schienen die Nationalstaaten weltweit an Einfluss zu verlieren. Jetzt erleben wir weltweit eine Rückbesinnung auf nationalstaatliche Interessen und eine Renaissance des Heimatbegriffs. Warum?

MB: Das Motto „wir zuerst“, das derzeit bei vielen Staaten um sich greift, ist einerseits der Versuch, Einfluss zu erhalten und andererseits die Sorge um den Verlust der eigenen Identität und Handlungsfähigkeit. Die Menschen spüren, dass wir heute in einem Zeitalter größtmöglicher Freiheiten leben: gesellschaftlich, wirtschaftlich und auch politisch. Aber auf der anderen Seite erleben sie auch dramatische Ordnungsverluste. Europa ist zum Beispiel in den schwierigen Zeiten der Flüchtlingskrise den Beweis seiner Handlungsfähigkeit schuldig geblieben. Wir brauchen deshalb einen neuen Fokus, für Europa ebenso wie für die Nationalstaaten: stark im Großen, aber freiheitlich im Kleinen. Ganz konkret: Die Größe einer Gurke darf nicht besser überwacht sein als eine europäische Außengrenze.

IA: Die Globalisierung hat durchaus ihre Vorteile. Gerade im wirtschaftlichen Bereich profitiert Bayern enorm davon, dass unsere Unternehmen ihre Produkte und Dienstleistungen weltweit anbieten können. Die Digitalisierung ist jetzt ein zusätzlicher Innovationstreiber, der ganz neue Geschäftsmodelle ermöglicht. Gleichzeitig, und das ist die Kehrseite, führen beide Entwicklungen dazu, dass viele Menschen das Gefühl haben, mit dieser Fülle an Informationen und Möglichkeiten nicht mehr Schritt halten zu können. Heimat ist dabei kein Gegenbegriff zur Globalisierung, sorgt aber für ein Gefühl der Verbundenheit und

der Sicherheit, nach der sich so viele Menschen sehnen. In einer Welt, in der im positiven wie im negativen Sinne alles möglich ist, trägt Heimat zur Orientierung bei und hat eine identitätsstiftende Wirkung.

Bereits in den 90er Jahren wurde im Zuge der Globalisierung das Motto „Think global, act local“ geprägt. Im Grunde ist das Lokale ja immer auch eine Umschreibung von Heimat. Glauben Sie, dass der Heimatbegriff auch deswegen eine Renaissance erlebt, weil die Menschen erst jetzt die wahre Bedeutung dieses Globalisierungsmottos richtig verstehen?

IA: Ich glaube nicht, dass das etwas mit dem Verstehen zu tun hat. Die Menschen wenden sich auch nicht ab von der Globalisierung, die im Übrigen viel mehr umfasst, als den freien Welthandel und die Verlagerung von Arbeitsplätzen nach Asien. Es ist nun einmal so, dass viele neue Entwicklungen bei vielen einen Hype auslösen. So war es auch bei der Globalisierung. Und im Grunde sorgt erst die Digitalisierung dafür, dass das Globale und das Lokale näher zusammen wachsen. Nach all der globalen Euphorie haben wir jetzt wieder eine Phase der Normalisierung erreicht. Mit anderen Worten, die Menschen wissen die Vorzüge der Globalisierung zu schätzen, aber ebenso das Regionale. Das kann man an einem ganz einfachen Beispiel festmachen: Über das Internet kann ich mir heute sowohl Musik aus Südafrika anhören als auch die Lokalnachrichten meines Heimatsenders.

MB: Ich glaube, dass die Menschen eher ein Defizit in der Richtung „Act global, think local“ feststellen. Sie spüren einen drohenden Verlust von Heimat, erkennen dafür aber keinen Zugewinn an Sicherheit, Wohlstand, Freiheit oder dergleichen. Deshalb ist es wichtig, dass wir einerseits Heimat sichern und andererseits globales Handeln stärken und effektiver machen. Heimat ist das Gegenstück zur Globalisierung: örtlicher Anker in beschleunigten Zeiten.

In der ZEIT gab es unlängst ein Plädoyer dafür, den Begriff Heimat komplett dem politisch rechten Spektrum zu überlassen. In der Süddeutschen Zeitung schrieb der digitale Vordenker Dirk von Gehlen dagegen über das Internet als einen Ort, der Heimat schafft. In dem Text war unter anderem die Forderung zu lesen: „Man muss den Nationalisten den ‚Heimat‘-Begriff entreißen, ihn umdeuten, also: hacken“. Wer hat recht?



MARKUS BLUME

Markus Blume ist Generalsekretär der CSU und seit 2008 Abgeordneter im Bayerischen Landtag. Seine politische Arbeit widmet sich insbesondere den Themen Digitalisierung, Integration und Wirtschaftsfragen.



MB: Beide Vorschläge sind falsch und gehen komplett an den Bedürfnissen der Menschen vorbei. Wir können und dürfen den Menschen in einem freien Land kein Heimatgefühl verordnen, aber wir haben als Staat und Politik die Pflicht, das Heimatgefühl der Menschen ebenso zu schützen wie die Unverletzlichkeit der Wohnung. Dazu gehört die kulturelle Identität des Landes, unser gesellschaftlicher Grundkonsens über das alltägliche Zusammenleben und die Werte, nach denen wir hier leben. Kurz, wir müssen unsere Leitkultur schützen, aus der die Menschen in unserem Land ihr jeweiliges Heimatgefühl entwickeln. Übrigens müssen das auch die, die neu zu uns kommen.

IA: Die Debatte ist mir zu theoretisch. Mir kommt es vielmehr darauf an, dass wir mit konkreter Politik dazu beitragen, dass die Bürger in unserem Land ihre Heimat zu schätzen wissen. Das hat auch viel damit zu tun, dass Menschen, dort wo sie leben, einen sicheren Arbeitsplatz finden; dass Nahversorgung und Mobilität gewährleistet sind. Auch damit, dass es vor Ort Kindergärten, Schulen und ein Theater oder Kino gibt. All das trägt dazu bei, dass wir Heimat als etwas Positives wahrnehmen.

Warum tun wir uns mit dem Begriff Heimat so schwer? Warum ist Heimat in der politischen Debatte immer sofort ein Kampfbegriff?

IA: Weil Heimat kein absoluter Begriff ist. Von den Rechtspopulisten wird er ebenso missbraucht, wie von Sozialisten, die ihr Heil eher in der Internationalen sehen. Es geht aber auch nicht darum, Heimat allgemeinverbindlich zu definieren. Für mich bedeutet Heimat, dass die Menschen dort, wo sie leben, gerne leben, dass sie sich wohlfühlen, dass sie mit Menschen dort verbunden sind. Heimat hat auch etwas mit gegenseitiger Anteilnahme und Fürsorge zu tun. Mit zwischenmenschlichem Vertrauen und Verantwortung für einander. Nur so entsteht das Gefühl, aufgehoben zu sein. Und so verstanden ist Heimat der Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält. Bei uns in Bayern, aber auch anderswo, ist Brauchtum ein ganz wesentlicher Aspekt von Heimat – die Volksfeste, der Trachtenverein oder auch die Blaskapelle. Ich tue mich übrigens mit dem Begriff „Heimat“ überhaupt nicht schwer – jetzt und auch schon immer.

MB: (schmunzelt) In Bayern ist die Welt halt noch in Ordnung. Aber im Ernst, ich glaube, unser Land hat ein Stück weit verlernt, gesellschaftliche Debatten zu führen. In den letzten Jahren wurde zu viel Politik für die Nische und zu wenig

Politik für die Masse gemacht. Die Komfortzone des Wohlstands verlässt man da ungern, um über Eckpfeiler der Gesellschaft zu diskutieren. Heimat und die Zukunft geht aber alle an. Und zum Thema „Kampfbegriff“ nur so viel: Diejenigen, die Heimat für einen Kampfbegriff halten oder ihn zu einem solchen machen, das sind die wahren Spalter unserer Gesellschaft.

Warum brauchen wir überhaupt eine Heimat? Was ist Heimat? Ein Gefühl? Ein Ort? Beides?

IA: In einer bekannten, bayerischen Fernsehserie fiel einmal der Satz: Heimat ist da, wo das Gefühl ist. Heimat ist für jeden Menschen etwas anderes. Es kann das Gefühl sein, wenn man an einem bestimmten Ort ist. Auch die eigene Familie oder Freunde können Heimat sein. Es ist gut, wenn man weiß, wo man her kommt. Das macht es auch einfacher zu entscheiden, wo man hin will. Für mich ist Heimat aber auch der Platz, an den man immer wieder zurückkehren kann. Ein Ort der Entschleunigung, des Bekannten und damit der Geborgenheit.

MB: Nur wer weiß, wo er herkommt, kann eine Vorstellung davon entwickeln, wo er hin will. Heimat ist ein individuelles Gefühl, aber ein kollektiver Zustand.

Warum brauchen wir in Deutschland im 21. Jahrhundert ein „Heimatministerium“? Was kann und soll das neue Ressort leisten?

MB: Der frühere Bundespräsident Joachim Gauck sprach im letzten Jahr davon, dass wir für unsere teils zerrissene Gesellschaft eine Strategie zur Beheimatung brauchen. Ich sehe das Superministerium des Innern, für Bau und Heimat als ersten Schritt dazu. Es wird die Antworten auf alle drängenden Fragen unserer Zeit geben: Zuwanderungsbegrenzung, Integration, Wohnungsnot, Sicherheit, ... Und es ist gleichzeitig das Schlüsselministerium, um dem Populismus seinen Nährboden zu entziehen. Die Leute wollen den Kontrollverlust nicht. Sie haben Abstiegsängste. Und sie haben Sorge um die kulturelle Identität. Horst Seehofer wird dafür sorgen, dass sich 2015 nicht wiederholt und Deutschland Deutschland bleibt. Das ist ein ganz starkes Signal!

IA: Wir haben in Bayern seit 2013 ein Heimatministerium und damit gute Erfahrungen gemacht. Die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse ist ein Verfassungsziel. Trotzdem haben wir auch in Deutschland zum Teil sehr unterschiedliche Lebensverhältnisse. Manche Regionen haben einfach einen gewissen Nachholbedarf oder sind in besonderem

<
Heimat ist ein Ort der Entschleunigung. An den man immer wieder zurückkehren kann.

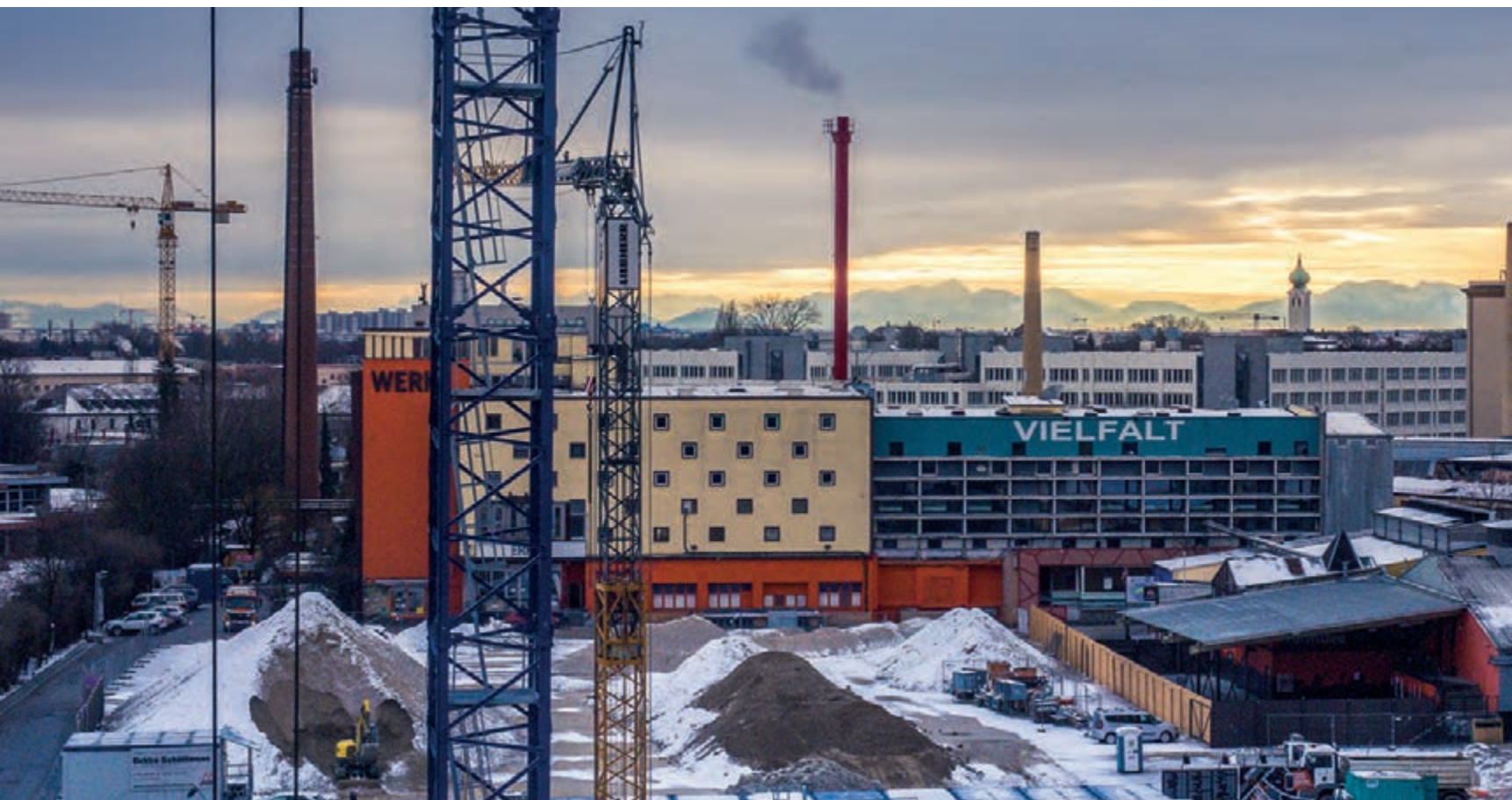
Maße von einem Strukturwandel betroffen. Zentrale Aufgabe eines Bundesheimatministeriums ist es daher, Konzepte zu erarbeiten, wie wir die Lebensqualität in unterschiedlichen Regionen verbessern können. Da spielt Wirtschafts- und Technologiepolitik eine wichtige Rolle. Aber auch die Verlagerung von Behörden zum Beispiel in den ländlichen Raum. Horst Seehofer hat sich als bayerischer Ministerpräsident massiv für gleichwertige Lebensverhältnisse im Freistaat eingesetzt. Und das mit großem Erfolg, auch wenn diese Aufgabe noch nicht abgeschlossen ist. Deswegen ist er der richtige Mann für ein Heimatministerium im Bund.

In England gibt es mittlerweile sogar ein Ministerium für Einsamkeit, das sich vor allem um Menschen kümmern soll, die im Alter vereinsamen. Schnell wurde die Forderung laut, dass wir das auch in Deutschland bräuchten. Woher kommt die Tendenz zur Vereinsamung? Haben wir „Gemeinschaft“ oder „Gesellschaft“ in den letzten Jahren verlernt? Müssen wir Gemeinschaft im Zuge der Digitalisierung neu lernen?

IA: Ich würde nicht sagen, dass wir verlernt haben als Gemeinschaft oder Gesellschaft zu leben. Aber der Fortschritt, und dazu zähle ich die Globalisierung ebenso wie die Digitalisierung, hat die Zahl

der Menschen, mit denen wir in Kontakt treten – real oder virtuell – einfach stark ansteigen lassen. Gemeinschaften können sich dadurch auch jenseits des lokalen Umfelds bilden, stärker, als das früher der Fall war. Über das Internet kann ich mich mit Menschen auf aller Welt über meine Hobbys austauschen und Gleichgesinnte finden. Auch bei der Arbeit kommt es heute immer weniger darauf an, wo sich mein Arbeitsplatz konkret befindet – viele Aufgaben lassen sich aus einem Nürnberger Büro heraus genau so leicht erledigen, wie von einem Strand in der Südsee. Daher würde ich nicht von Vereinsamung sprechen, sondern von neuen Herausforderungen an das Konzept Gesellschaft. Und deswegen gibt es heute eine größere Sehnsucht nach einem „wir“, das uns verbindet. Dafür ist Heimat ein guter Ausgangspunkt.

MB: Auch das ist eine Frage von Heimat. Wenn wir Heimatsicherung auch so verstehen, dass wir gleichwertige Lebensverhältnisse im ganzen Land stiften, zwingen wir weniger Menschen zum Umzug, zerreißen weniger Familienstrukturen. In Bayern waren wir damit in den letzten Jahrzehnten sehr erfolgreich, wir haben immer Stadt und Land gleichermaßen entwickelt. Das ist Teil des Erfolgsrezepts Bayern, das wir jetzt auf ganz Deutschland übertragen wollen.



Das „Heimatministerium“ wurde in zahlreichen Kommentaren mit Spott bedacht. Die Idee eines Ministeriums für Einsamkeit dagegen sofort wohlwollend aufgenommen. Dabei setzen sich beide Themen mit der Frage auseinander, wie wir als Gesellschaft zusammenleben wollen. Kann man ihrer Meinung nach gleichzeitig heimatverbunden und dennoch weltoffen, tolerant und neugierig auf andere Kulturen sein?

MB: Vollkommen richtig. Heimat ist die Bedingung für Weltoffenheit.

IA: Ja, das ist absolut kein Widerspruch. Die Heimat als Ort, der die eigene Identität prägt, ist sogar die Grundlage dafür, dass ich offen und neugierig auf andere Kulturen bin. Fremde Kulturen können schließlich nur dann als aufregend oder exotisch wahrgenommen werden, wenn ich meine eigene kulturelle Heimat kenne.

Welches Bild entsteht in Ihrem Kopf, wenn Sie an persönlich an Heimat denken? Wo sind/fühlen Sie sich heimisch?

IA: Für mich ist Bayern Heimat – die Berge, Seen und unsere traumhaften Landschaften. Ich bin in Feldkirchen-Westerham geboren und aufgewachsen und lebe dort. Da fühle ich mich daheim. Die vielen Menschen, die ich dort kenne, meine Familie.

Für mich ist das ein Rückzugsort aus dem hektischen Politikalltag.

MB: Da schließe ich mich gerne an. Meine Heimat ist Bayern und hier vor allem der Münchner Osten. Wir sehen daran übrigens gut, wie sich Heimat auch weiterentwickelt und trotzdem Heimat bleibt. Als ich in Perlach aufwuchs, wurden hier am Ostbahnhof noch Knödel produziert. Heute entsteht im Werksviertel Zukunft und damit neue Heimat.



^
Alte Heimat trifft neue Heimat: Traditionelle Böllerschützen im Container Collective, der Pop-Up-City aus Schiffcontainers im Werksviertel

<
Heimat im Wandel: Das sich rasant verändernde Werksviertel am Ostbahnhof

CYBER RISK RESILIENCE IM GLOBALEN DORF

Unsere Gegenwart ist voll von Technologien, die sich in der Gesellschaft rasend schnell verbreitet haben, ohne dass dabei die Tiefe der gesellschaftlichen und sicherheitspolitischen Auswirkungen immer umfassend berücksichtigt wurde. Wer hätte vor nur einem Jahrzehnt geglaubt, dass durch das Internet die Cyberkriminalität 2018 einen weltweiten Schaden von fast 514 Milliarden Euro erreichen würde? Oder das Soziale-Netzwerke als Massen-Desinformationssysteme missbraucht werden können und so den Ausgang von Wahlen signifikant beeinflussen? Und wer kann sich heute vorstellen, dass die Blockchain-Technologie das Potential hat, ganze Wirtschafts-

systeme auszuhebeln?

Obwohl wir uns der Risiken, die mit den neuen Technologien einhergehen, mehr und mehr bewusst werden, steht der Einsatz der Tech-

nologien selbst nie zur Debatte. Im Gegenteil, nicht zuletzt mit der Smart City-Bewegung

nähern wir uns dem 1992 von Neil Postman proklamierten Technopol, wonach in unserer Gesellschaft technischer Fortschritt mit dem menschlichen Fortschritt gleichgesetzt wird. Doch wird die Technik uns und unsere Städte

wirklich retten können? Damit das funktioniert, brauchen wir dringend ein Umdenken in Sicherheitsfragen. Denn die digitale Sicherheit ist nicht nur ein unbequemer Kostenfaktor, sondern eine zwingende Notwendigkeit, um die Potentiale der Digitalisierung mit einer nachhaltigen Cyber Risk Resilience, einer Widerstandsfähigkeit gegen Cyberangriffe auszustatten.

Denn nur so werden Smart Citys funktionieren können. >



Die Urbanisierung schreitet rapide voran. Es wird erwartet, dass 2050 über zwei Drittel der weltweiten Bevölkerung in Städten lebt. Begleitet wird die Urbanisierung von tiefgreifenden technischen Veränderungen, die immer mehr in unseren Alltag eindringen. Schon heute leben wir in einer Welt, die durch die Vernetzung zu einem globalen Dorf zusammengewachsen ist. Und dieser Prozess wird weitergehen. Damit unsere Städte mit den Zukunftsanforderungen Schritt halten können, und nicht in Müll und Dreck versinken, müssen und werden sie sich in Smart Citys verwandeln. Nachhaltige Stadtentwicklung benötigt zukünftig mehr als je zuvor moderne Informations- und Kommunikationstechnologien im Stadtmanagement.

Doch wie läuft der Prozess der Digitalisierung in der Praxis eigentlich ab? In der Regel führt die Digitalisierung einer Stadt zahlreiche zuvor voneinander isolierte Systeme zusammen. Die Wohnungen und Gebäude kommunizieren plötzlich mit dem Stromerzeuger und der Müllabfuhr. Die Verkehrsampeln sind mit den Autos und dem öffentlichen Nahverkehr verbunden. Krankenhäuser greifen womöglich auf die Daten von Hausärzten und Krankenkassen zu, um ihre Bedarfsplanung zu optimieren. Es ist genau dieser Prozess der Vernetzung von unterschiedlichen Datensystemen, der in Sicherheitsfragen die größten Risiken birgt. Denn das hochdynamische „System of Systems“, das durch diese Vernetzung entsteht, besitzt meist keinen organischen, bereits

in der Designphase implementierten Schutz. Häufig werden erst im Nachhinein zusätzliche Schnittstellen entwickelt, um Sicherheitssysteme einzubinden. Doch genau dadurch entstehen techno-strategische Risiken, deren wir uns oft noch gar nicht bewusst sind und die wir erst noch besser verstehen müssen.

Derzeit ist unser Vertrauen in neue Technologie enorm hoch, während unser Risikoverständnis noch relativ gering ausgeprägt ist. Wir überschätzen unser Kontrollvermögen und unterschätzen häufig die Risiken. Der Talmud hat hierfür eine treffende Beschreibung gefunden: „Wir sehen Dinge nicht, wie sie sind, sondern wie wir sind.“ Für viele Dinge im Leben haben wir wirkungsvolle Urteilsheuristiken entwickelt, die uns vor Gefahren schützen. Für das Leben in der digitalen Welt fehlen uns diese Faustregeln jedoch noch. Wie erkenne ich, dass ich unbesorgt auf einen Link klicken kann? Eine solche Bedrohung glauben erfahrene Internetnutzer sicher erkennen zu können. Doch wie erkenne ich, dass mein Rechner von einem hochentwickelten Hackernetzwerk für Cyberangriffe missbraucht wird? Das dürfte den meisten schon schwerer fallen. Es wird in Zukunft daher nicht reichen, einfach nur Sicherheitstechnologien weiterzuentwickeln. Wir müssen auch daran arbeiten, bei den Menschen das Bewusstsein für Cybersicherheit zu erweitern.



TOM KÖHLER

Tom Köhler ist Gründer der connecting trust Unternehmensberatung und ist international anerkannter Experte für Risiko-Management und Cybersicherheit. Er berät Führungskräfte aus Politik und Wirtschaft mit den Schwerpunkten Cybersicherheits-Strategie, Resilienz und Krisenmanagement. Zudem ist Tom Köhler im Verwaltungsrat der CymbiQ Group einer Cybersicherheits-Unternehmensgruppe in der Schweiz und verantwortet die Strategie.

VERSTÄNDNIS ZWISCHEN FIKTION UND REALITÄT

Hollywood-Filme waren schon immer ein beeindruckendes Mittel, um uns Einblicke in die technologische Zukunft zu geben. Denken wir zum Beispiel an den jüngsten James Bond-Streifen „Spectre“, indem das böartige Genie und Erzfeind des britischen Geheimagenten James Bond versucht, ein globales Überwachungsnetzwerk zu starten. Oder an „Black Out – Die totale Finsternis“, den Technik-Thriller von Marc Elsberg, der in der näheren Zukunft spielt. Der Film zeigt die katastrophalen Auswirkungen eines großflächigen Stromausfalls in Europa. Doch inwieweit sind Hollywood-Szenarien wie „Spectre“ oder „Black Out“ eigentlich realistisch? Die Optimisten sagen: „Alles Fiktion, wir haben Strom und Wasser immer jeden Tag zur Verfügung!“. Die Pessimisten behaupten: „Technisch ist heute ALLES möglich, es ist nur eine Frage der Zeit, bis es uns trifft!“.

Im Januar 2018 veröffentlichten Sicherheitsforscher die schwerwiegendsten Sicherheitslücken, die je bei Mikroprozessoren (CPU) entdeckt wurden. Ihre Namen sind „Spectre“ und „Meltdown“. Die Verwundbarkeit betrifft dabei nicht nur ein Mikroprozessormodell, sondern aktuelle Modelle von allen Weltmarktführern wie z.B. Intel, AMD, IBM, ARM sowie viele Smartphone-Chips etwa von Apple, Mediatek, Qualcomm oder Samsung. Durch „Spectre“ und „Meltdown“ sind Angreifer in der Lage Passwörter zu stehlen und sensible Daten aus dem Speicher auszulesen. Doch das eigentliche Risiko hinter den Sicherheitslücken bei CPUs ist nicht der Datendiebstahl. Das viel größere Problem besteht darin, dass die gefundenen Schwachstellen Speicherstrukturen offenlegen, die von einem Angreifer für massive Störungen z.B. bei kritischen Infrastruktur- und Cloud-Betreibern genutzt werden können. Mit anderen Worten: Diese gefundenen Sicherheitslücken ermöglichen einen mutwillig herbeigeführten Black Out.

RISIKO & KULTUR IN DER VERNETZTEN WELT

Das antizipierende Risikodenken von Schriftstellern und Drehbuchautoren ist so bemerkenswert, weil es eine faszinierende Dramaturgie beinhaltet, die uns das Unvorhersagbare und Unvorstellbare eindrucksvoll nahebringt. Der Alltag in einem Unternehmen erlaubt häufig keine Exploration von vernetzten Szenarien, die den operativen Betrieb zum Stillstand bringen können. Zu sehr liegt der Fokus auf dem Tagesgeschäft mit all seinen operativen und Herausforderungen. Unternehmen haben meist keine freien Kapazitäten vernetzte Risikoszenarien, die ihr Geschäft betreffen, zu entwickeln und durchzuspielen. Das führt dazu, das Unternehmen immer noch von gezielt und langer Hand vorbereiteten Cyberangriffen kalt erwischt werden. Erinnern wir uns an den Diebstahl von einer Milliarde Nutzerdaten bei Yahoo oder an den Hack von Kundendaten der US-Bank J.P. Morgan. Selbst Unternehmen wie Amazon, Ebay oder Anthem, einer der größten Krankenversicherer der USA, standen in der Vergangenheit den Angriffen von Cyberkriminellen machtlos gegenüber. Noch treffen solche Angriffe meist Einzelunternehmen. Doch was passiert, wenn sich ein solcher Angriff eines Tages gegen eine ganze Stadt richtet? Wie gut sind wir derzeit eigentlich auf den digitalen Supergau vorbereitet?

KOMPLEXITÄT UND DAS DIGITALE DURCHEINANDER IM GLOBALEN DORF

In Deutschland werden in einem Zwei-Jahres-Rhythmus Krisenmanagementübungen durchgeführt, die sogenannte LÜKEX (LänderÜbergreifende Krisenmanagementübung EXercise). In diesen Übungen werden verschiedene Bedrohungsszenarien durchgespielt. Das können zum Beispiel Grippeepidemien oder Überflutungen sein. 2011 waren die Themen Cyber-Terrorismus und Infizierung wichtiger IT-Systeme erstmals Bestandteil der LÜKEX. Der Cyberangriff auf die deutsche Stromversorgung soll im Jahr 2020 geübt werden. Krisen im echten Leben haben jedoch keinen Zeitplan und verlaufen nicht linear. Die Frage der Cyber Risk Resilience muss im Hier und Jetzt beantwortet werden. Und sie müssen von jedem digital arbeitenden Unternehmen und jeder Verwaltungsstruktur beantwortet werden, denn es wird nicht möglich sein, Cybersicherheit und Cyber Risk Resilience von zentraler Stelle aus zu gewährleisten. Länderübergreifende Krisenmanagementübungen sind eine zwingende Notwendigkeit, jedoch müssen sich auch lokale Stadtinfrastrukturen effektiver auf eine vernetzte zivile Verteidigung gegen Cyberangriffe vorbereiten, dann das Bedrohungsszenario ist real. Werfen wir einen Blick nach Estland. 2007 war der baltische Staat für Wochen einem der historisch größten Cyberangriffe ausgesetzt. In dem digital fortschrittlichen Land sind bereits seit Jahren weite Teile der Verwaltung digitalisiert. Das Steuersystem, das Gesundheitswesen, aber auch das Wahlsystem. All das wurde kurzzeitig durch die Angriffe 2007 lahmgelegt. Um sich in Zukunft besser zu schützen, entwickelte Estland daraufhin agile Abwehr- und Resilienz-Strategien mit länderübergreifenden, internationalen Back-up-Strategien. Deutschland folgt dem Beispiel seit Kurzem mit seiner Cyber-Reserve, die innerhalb der Bundeswehr aufgebaut wird. Die zivile Mobilisierung von Cyber-Experten in der Krise, um das Land wieder in den Normalzustand zu bringen, ist ein erster lobenswerter Ansatz. Neben der Mobilisierung sollte jedoch auch die Orchestrierungskompetenz zwischen Bund, Land und den Kommunen verbessert werden,

sodass in Zukunft eine durchgängige Cyber Risk Resilience, die nah am Bürger ist, erreicht werden kann. Doch genau dafür fehlt es den meisten politisch Verantwortlichen noch immer an Sensibilität. Digitalisierte Infrastrukturen sind erfolgskritische Planungsfaktoren für die Urbanisierung geworden.

UMDENKEN: VERNETZTE CYBER- SICHERHEIT UND RESILIENZ BY DESIGN

Das digitale Management einer Stadt bringt durch die vernetzten und optimierten Infrastrukturen und Dienstleistungen zweifelsohne Mehrwerte mit sich. Die Implementierung dieses Managements macht jedoch auch agile Cybersicherheitsstrategien notwendig, sowie eine gezielte Förderung von Kooperationen zur Stärkung der dezentralen Resilienz. Kommunen müssen sich immer wieder fragen, welche Veränderungen die Vernetzung auf die Stadtentwicklung mit sich bringt. Ein nicht zu Ende gedachter Einsatz, etwa von Big Data-Technologien nach dem Motto: „Digital vernetzte Kontrolle und Steuerung schafft Effizienz- und Optimierungsvorteile“, kann durch einen erfolgreichen Hackerangriff bei dem sensiblen Daten veröffentlicht werden, verheerende negative Rückkopplungen beim Bürger auslösen und zu einem Vertrauensverlust in die Digitalisierung führen. Damit genau das nicht geschieht, benötigen wir in Zukunft einen permanenten interdisziplinären Gedankenaustausch und innovative Ansätze, die eine adäquate Cyber Risk Resilience schaffen und dabei gleichzeitig unsere Kreativität und Freiheit nicht einschränken. Nur so können wir gewährleisten, dass die Risiken die Chancen, die in den neuen Technologien stecken, nicht überwiegen.

WER SIND WIR?

Gesellschaft wird in der Stadt gemacht. Doch seit der digitalen Revolution besteht der öffentliche Raum nicht mehr nur aus Straßen, Plätzen oder Parks und Öffentlichkeit nicht mehr nur aus den klassischen Massenmedien. Seit der Erweiterung des öffentlichen Raums um die digitale Sphäre sind wir gezwungen, Gesellschaft vollkommen neu zu denken und uns eine neue digitale Urbanität anzueignen. >

Text

Jan Kluge

Wer im derzeit auf die Welt schaut, schaut auf Gesellschaften voller Brüche und Verwerfungen. Ob in den USA, in Deutschland, in Frankreich, Österreich oder England, in der Türkei, in Russland, in Thailand oder auf den Philippinen. In all diesen Ländern haben sich in den letzten Jahren vor dem Hintergrund der Globalisierung und weltweiten Urbanisierung neue politische Bewegungen gebildet, die in der Stärkung nationalstaatlicher Interessen und in der Abschottung gegenüber anderen Gemeinschaften den wichtigsten Lösungsansatz für gesellschaftliche Probleme sehen. Demgegenüber stehen Teile der Gesellschaft, die sogar noch mehr Offenheit und Hinwendung zur Welt einfordern und dies auch leben. Auf der Suche nach Ursachen für diese gesellschaftliche Spaltung stößt man schnell auf einen scheinbaren Konflikt zwischen Großstadt und ländlicher Provinz. Der republikanische US-Präsident Donald Trump beispielsweise verdankt seine Wahl vor allem Stimmen aus dem ländlichen Raum, während die Demokraten vor allem im dichtbesiedelten urbanen Westen und Osten punkten konnten. Die Metropole London stimmte mehrheitlich gegen den Brexit. Nicht so der Rest des Landes. Projiziert man das Ergebnis der AfD bei der letzten Bundestagswahl auf eine Karte mit allen Wahlkreisen, stechen ausgerechnet die großen deutschen Städte wie Berlin, Hamburg, München, oder Köln als weiße Flecken heraus, in denen die neue Partei nicht so erfolgreich war wie im Rest des Landes.

Hat die gesellschaftliche Spaltung, die wir derzeit erleben, also tatsächlich ihre Ursache im Gegensatz von Großstadt und Provinz? Bereits Ende des 19. Jahrhunderts untersuchte der Soziologe Ferdinand Tönnies die Unterschiede zwischen der dörflichen „Gemeinschaft“ und der städtischen „Gesellschaft“. Während das Zusammenleben in der dörflichen Gemeinschaft vor allem durch familiäre Bindungen, gemeinsame Traditionen, Sitten und Gebräuche stabilisiert wird und Andersdenkende und Abweichler entsprechend sanktioniert werden, verfügt die städtische „Gesellschaft“ über einen öffentlichen, liberalen Raum, in dem sich unterschiedliche Lebensstile entwickeln können. Das muss sie auch, denn in der Stadt gibt es einfach zu viele unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Ansichten. Damit die urbane Gesellschaft am Ende tatsächlich funktioniert, müssen sich daher alle Städter im öffentlichen Raum an bestimmte Spielregeln halten. Vor allem müssen sie tolerant sein. Urbanität, so die Theorie, ermöglicht daher immer auch Pluralismus, Kreativität, die Entstehung von Neuem. Während also die dörfliche „Gemeinschaft“ für ein konservatives Festhalten am Status quo steht, verkörpert die städtische „Gesellschaft“ den permanenten Fortschritt, die Zukunft. Zusätzliche Brisanz erfahren diese gegensätzlichen Vorstellungen vom Wir durch den Blick des einen auf den jeweils anderen. Die dörfliche „Gemeinschaft“ sieht in der Stadt mitnichten den Schlüssel für eine permanente Verbesserung der Welt. Für sie ist die städtische „Gesellschaft“ vor allem ein



^
Kommunikation lässt soziale Systeme entstehen. Welche Wirkung haben die derzeit so erfolgreichen globalen Kommunikationsnetze auf unsere Gesellschaft?

kaltes, gleichgültiges, anonymes und unmenschliches Machtzentrum. Denn, wenn alles geht, und alles erlaubt ist, ist auch alles egal und ohne Bedeutung. Und was denkt der urbane Städter über den Provinzler? In seinen Augen ist dieser nicht etwa der prinzipientreue, verlässliche Familienmensch, als den er sich selbst empfindet, sondern einfach nur verbohrte, dumm und rückständig. Keine gute Basis für ein vernünftiges Miteinander.

Doch warum kocht der Konflikt zwischen Großstadt und Provinz ausgerechnet jetzt so hoch, nachdem er jahrzehntelang keine große Rolle in der gesellschaftlichen Entwicklung gespielt hat und von führenden Soziologen und Stadtforschern sogar als überholt angesehen wurde? 1978 stellten die beiden wichtigsten deutschen Stadtsoziologen, Hartmut Häußermann und Walter Siebel fest, dass sich durch die neue Mobilität und den permanenten Austausch von Stadt und Provinz der Gegensatz von Stadt und Land zu einem „Mehr-Oder-Weniger vom Selben“ aufgelöst habe. 2002 legte der Philosoph Hermann Lübbe in >

seinen Thesen zum Medien- und Gesellschaftswandel nach, dass die „Kulturdivergenz“ zwischen Stadt und Land verschwunden sei. Und nun? Haben sich diese klugen Denker geirrt? Oder haben sie eine entscheidende gesellschaftliche Entwicklung übersehen?

Eine mögliche Antwort auf diese Frage findet man im sogenannten öffentlichen Raum. Seit jeher gelten Öffentlichkeit und der öffentliche Raum als zentrale Elemente einer demokratischen Gesellschaft. Wichtiges Merkmal des öffentlichen Raums ist der freie Zugang für jedermann. Durch ihn wird die Teilhabe an der Gesellschaft sichergestellt. Zugleich manifestieren sich im öffentlichen Raum aber auch soziale Strukturen und Machtverhältnisse und stellen sich – im Licht der Öffentlichkeit – der gesellschaftlichen Bewertung. Fällt das Urteil der Öffentlichkeit negativ aus, muss gemäß Mehrheitsbeschluss nachgebessert werden. Als Elemente des öffentlichen Raums und der Öffentlichkeit gelten Straßen, Parks, öffentliche Gebäude, Gehsteige, aber auch Zeitungen sowie TV- und Radio-Sender. An all diesen Plätzen und in all diesen Institutionen wird Gesellschaft gemacht. Doch ebenjener öffentliche Raum und auch die Öffentlichkeit haben im Zuge der digitalen Revolution eine markante Veränderung erfahren.

Durch die globale Vernetzung von Informationen, Wissen, Kultur und Wirtschaft ist unsere Vorstellung von Öffentlichkeit und Gesellschaft jedoch längst nicht mehr nur auf die Erfahrungen in den urbanen Räumen unserer Städte sowie auf die Inhalte der klassischen Massenmedien beschränkt. Neben dem realen, täglich begehbaren öffentlichen Raum gibt es nun auch einen virtuellen öffentlichen Raum, den jeder Mensch mit einem Internetanschluss betreten kann. Egal, wo auf der Welt er sich befindet und egal, ob er in einer Großstadt, einer Kleinstadt oder in einem Dorf wohnt. Die Teilhabe am öffentlichen Leben, am gesellschaftlichen Wir, ist durch die digitale Erweiterung des öffentlichen Raums nicht einmal mehr auf eine physische Nähe zum Geschehen beschränkt. Schon jetzt gibt es zahlreiche digitale Nomaden, die am Strand auf Bali oder in Thailand ganz bequem für ihre Kunden aus Europa oder in den USA arbeiten. Wer früher die New York Times lesen wollte, musste mindestens einen Tag auf die Zeitung warten und bekam mit Verspätung gerade einmal die internationale Ausgabe zu lesen. Heute liest man die Berichte und Reportagen der Zeitung sofort im Netz. Aktienkurse aus der ganzen Welt, Breaking News und Katastrophen-Meldungen, Musik, hunderttausende Bücher, die neuesten US-Serienhits, Millionen Kommentare, Likes und Meinungen zu jedem möglichen Thema. Alles da, alles verfügbar, alles Teil des neuen digitalen öffentlichen Raums, in dem wir uns bewegen, sobald wir online gehen. Das Internet schafft eine vollkommen neue Form der Öffentlichkeit mit der bisher niedrigsten Zugangsschwelle für jedermann. Noch nie war gesellschaftliche Teilhabe so leicht wie heute. Entlud jemand früher seinen Frust über bestimmte gesellschaftliche Entwicklun-

gen in der Kneipe um die Ecke, also im realen öffentlichen Raum, erreichte er mit seinen Tiraden vielleicht ein Publikum von zehn, zwanzig Personen. Heute, im neuen digitalen öffentlichen Raum, kann er mit seinen Botschaften ein ungleich größeres Publikum ansprechen. Genau diese Entwicklung erleben wir derzeit in unserem neuen digitalen öffentlichen Raum. Plötzlich haben auch all jene eine Stimme, die zuvor ungehört blieben. Ob in Dresden, Kabul, Aleppo oder Johannesburg. Wenn man genau darüber nachdenkt, dann hat die weltweite Vernetzung von Informationen die Welt für jeden von uns gleichzeitig größer, aber auch kleiner gemacht. Im Internet rücken die Menschen auf der ganzen Welt automatisch zusammen. Und da Kommunikation, wie es die Sozialtheorie vermittelt, die Basis eines jeden sozialen Systems, wird jeder, der online ist, auch automatisch zum Teil einer sozialen Gemeinschaft. Wir sind heutzutage nicht mehr einfach nur Bürger einer Stadt oder eines Staates. Wer online ist, wird zum digitalen Bürger der vernetzten Welt. Doch in genau diese Rolle müssen wir erst noch hineinfinden. Der Provinzler genau wie der Großstädter. Denn wer sich für längere Zeit in dem neuen digitalen öffentlichen Raum aufhält, kommt nicht umhin zu erleben, wie groß die wirtschaftlichen und kulturellen Unterschiede und Probleme sind, die die Welt derzeit noch spalten, und an denen wir, sowohl vor unserer eigenen Haustür, als auch weltweit, noch zu arbeiten haben. Der legendäre Spruch „Wenn sie kein Brot haben, sollen sie doch Kuchen essen“, der oft fälschlicherweise der Königin Marie-Antoinette zugeschrieben wird, hat sich auch deshalb so sehr ins kollektive Gedächtnis eingebrannt, weil er die Ignoranz auf den Punkt bringt, die durch das abgeschottete Leben der damaligen adeligen Elite entstanden ist. Doch mit genau dieser Abschottung macht die neue digitale Öffentlichkeit endgültig Schluss. Im neuen digitalen öffentlichen Raum sehen wir alle einander. Ob wir das wollen oder nicht.

>
Digitale Bürger: Mit den Füßen durchqueren wir den realen öffentlichen Raum, ...

>>
... während wir gleichzeitig mit dem Kopf den neuen digitalen öffentlichen Raum durchstreifen.

Mit der Erweiterung des öffentlichen Raums um die digitale Sphäre ist das seit den 90er Jahren populäre Globalisierungsmotto „Think global, act local“ endgültig Wirklichkeit geworden und zwingt uns, unsere Vorstellung vom gesellschaftlichen Miteinander, vom Wir, vollkommen neu zu denken. Doch genau das ist sehr anstrengend und mühsam. Zumal wir uns derzeit in einer Phase befinden, in der die Regeln, die in unserem neuen digital erweiterten öffentlichen Raum gelten sollen, noch nicht ausgehandelt sind. Er funktioniert noch nicht so beiläufig, wie der reale öffentliche Raum, an den wir seit Jahren gewöhnt sind. Das Internet ist gerade mal 25 Jahre alt. Der neue digitale öffentliche Raum sogar nur wenige Jahre. Eine digitale Urbanität, wie wir sie analog im realen öffentlichen Raum >





tagtäglich leben, hat sich im Netz schlicht noch nicht herausgebildet. Es fehlt an Toleranz, an Netzkultur und einem um die digitale Sphäre erweiterten Bürgersinn. Selbst das zielführende miteinander Reden und Diskutieren müssen wir derzeit im digitalen Raum neu erlernen, um uns im öffentlichen Diskurs nicht mehr nur in einer Endlosschleife aus Hasskommentaren und Beleidigungen zu verlieren.

Doch ein Zurück wird es nicht geben, denn in den kommenden Jahren wird die globale Vernetzung von Kommunikation und Information noch weiter zunehmen. Schon jetzt arbeiten verschiedene Firmen daran, mittels Nano-Satelliten die gesamte Welt mit einem für jedermann bezahlbaren mobilen Internet zu versorgen. Dieses neue Kommunikationsnetz wird sich nicht

<
Die Videowand in einer Videothek. Heutzutage haben all diese Filme in einem Smartphone Platz.

dazu eignen die neuesten Netflix-Serien zu streamen, aber man wird über dieses Netz Nachrichten lesen und verschicken können. Man wird darüber Banktransaktionen abwickeln oder Ärzte anrufen können. Es wird Bildungsmöglichkeiten eröffnen. Dieses neue weiter verdichtete Kommunikationsnetz wird das vielleicht wichtigste Stück Infrastruktur sein, um endlich auch die Wirtschafts- und Lebensstandards in heute noch als entlegenen geltenden Orten der Welt verbessern zu können. Einzig dadurch, dass die Menschen dort fortan miteinander und mit uns kommunizieren können, dass sie ebenfalls dem neuen digitalen öffentlichen Raum beitreten und dadurch zu einem Teil unserer Gemeinschaft werden.

<<
Im neuen digitalen öffentlichen Raum bewegt man sich in sekundenschnelle von Paris nach London oder Moskau.



Bereits 1975 proklamierte der Soziologe Niklas Luhmann die sogenannte Weltgesellschaft, die seiner Meinung nach im Zuge der Globalisierung entstehen würde. Basis dieser Weltgesellschaft, so Luhmann, sei eine globale für jeden zugängliche Echtzeit-Kommunikation, die nicht an Ländergrenzen haltmache. Aufgrund dieser Entwicklung würden sich Nationen und Länder in einer vollkommen neuen Rolle, als sogenannte Regionalgesellschaften, zurechtfinden müssen, während die Weltgesellschaft das einzige bestimmende soziale System sei. In den letzten 20 Jahren ist es um den Begriff der Weltgesellschaft wieder sehr viel ruhiger geworden. Warum eigentlich? Es ist sehr gut möglich, dass wir gerade erleben, wie diese Weltgesellschaft und mit ihr eine neue digitale Urbanität entsteht.

**Radio
Gong
96.3**

**DIE BESTEN
AKTUELLEN
HITS**

**Radio
an!**

The poster features a vibrant red background with a silhouette of a city skyline at the bottom. The skyline includes a church with two domes and a tall, thin tower. The foreground is filled with a bokeh effect of warm, glowing lights. The text is prominently displayed in white, with the word 'HITS' being the largest and most eye-catching element. A yellow circle containing the text 'Radio an!' is positioned in the lower right quadrant.



*„Es gibt überall Blumen für den, der sie sehen will.“
– Henri Matisse –*



BLUMEN HAAS

Blumendekoration | Event | Hochzeit | Trauer
Atelierstr. 1 | 81671 München Mo-Fr 8-18 Uhr | Sa 9-13 Uhr
Tel. 089 400 761 | info@blumenhaas-muenchen.de

DAS WERKS- VIERTEL

Leben + Stadt + Kultur

< Volles Haus beim JUKI-Festival

WERKSVIERTEL MITTE



24 Stunden
Werksviertel

Seite 72

News

Seite 80

Musik für
München

Seite 82

Menschen
im
Werksviertel

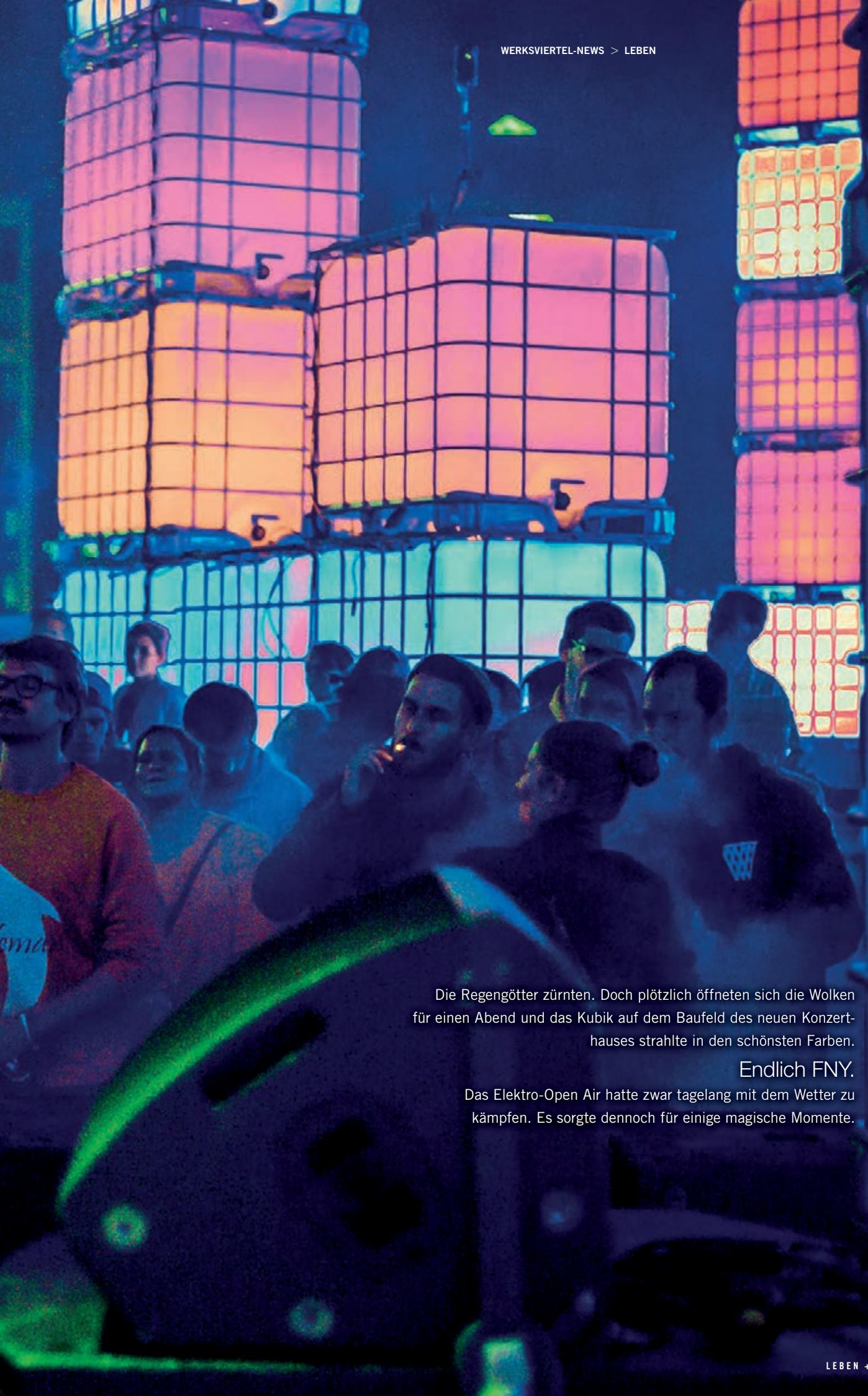
Seite 92

Zeitplan

Seite 104

24 STUNDEN WERKSVIERTEL

Leben rund um die Uhr. Unser Rückblick auf
auregende, spannende und irgendwie
besondere Momente im Werksviertel >



Die Regengötter zürnten. Doch plötzlich öffneten sich die Wolken für einen Abend und das Kubik auf dem Baufeld des neuen Konzerthauses strahlte in den schönsten Farben.

Endlich FNY.

Das Elektro-Open Air hatte zwar tagelang mit dem Wetter zu kämpfen. Es sorgte dennoch für einige magische Momente.

ein Mittwoch um


23^h

**Baufeld
Konzerthaus**
ehemaliges WERK2
Atelierstr. 28

täglich um

9_h

—
WERK4
Atelierstr. 18

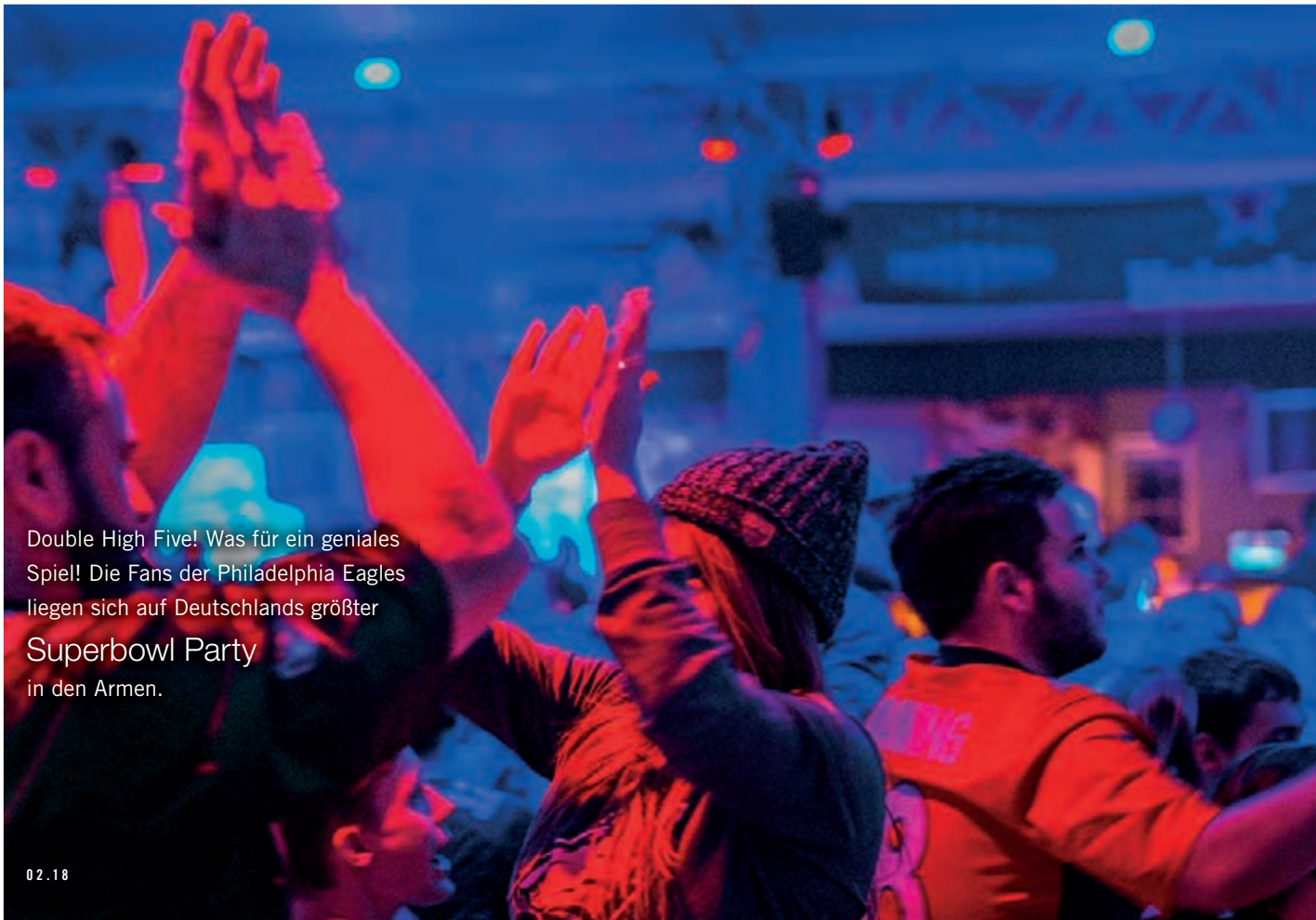


Das Fundament, auf dem schon bald ein Hotel mit Restaurants, Bars und Shops stehen wird.

an einem Montag um

3_h

—
TonHalle München
Atelierstr. 24



Double High Five! Was für ein geniales Spiel! Die Fans der Philadelphia Eagles liegen sich auf Deutschlands größter Superbowl Party in den Armen.



Jetzt eine Bowl. Gesünder als im
Aloha Poke
kann Essen nicht sein.

ein Dienstag um

13_h

Aloha Poke

WERK3
Atelierstr. 12



Junge Kunst und junge Leute auf der
Stroke Art Fair.

ein Sonntag um

17_h

WERK9
alte Zündapphalle
Zündappbogen 9



an einem
Samstag um

14^h

ErlebnisKraftwerk
Kulti-Kids
PüreeLinie 30

Das tägliche Superhelden-Training im
Kulti-Kids.
Eines Tages werden die zwei unsere
Welt retten. Versprochen.



STARTUP TEENS

WIR MACHEN JUNGE UNTERNEHMER

Jungunternehmer Philipp Lahm, Ebry Kaynak von myChipsBox, Jochen Engert von Flixbus sowie Alex Giesicke und Nico Schorck von TheSimpleClub erklären Schülern im Rahmen der Initiative **STARTUP TEENS**, wie man erfolgreich Unternehmen gründet.

an einem Montag um

13^h

WERK1
Grafinger Str. 6



Alles, was man über das Werksviertel-Mitte wissen muss, erfährt man auf den Geländeführungen.

an einem Freitag um

11^h

Werksviertel-Mitte
Startpunkt Atelierstr. 2

Anmeldung unter fuehrungen@werksviertel-mitte.de

an einem
Samstag um

19^h

Knödelplatz
Speicherstr. 7-13

Lichterzauber: der erste
Weihnachtsmarkt
auf dem Knödelplatz. Und echte Zaubereien gab
es auf der Radio Gong-Bühne



an einem
Donnerstag um

8^{.30 h}

whiteBOX
WERK3
Atelierstr. 18

Kunst im Raum: Die geniale
Corps In Situ in City-Aktion initiiert von der
whiteBOX.
Platz ist in der kleinsten Kiste.





MÜNCHEN

HB PURE

EIN BIER WIE DAS PURE LEBEN!

KOMPROMISSLOS • INDIVIDUELL
ANSPRUCHSVOLL

NICHT VERPASSEN!



Das Kinder- und Jugendfestival JuKi

So 7. Oktober 2018
11-17 Uhr

**JUKI –
„DA WILL ICH HIN!“**

Werksviertel-Mitte
Atelierstr. 1

Eintritt frei
juki-festival.de

Spaß für die ganze Familie

Wer einmal da war, kommt immer wieder. Das Kinder- und Jugendfestival JuKi begeistert mit zahlreichen Mitmach-Stationen. Hier kann gebastelt, geklettert, getanzt oder gesprungen werden. Auf zwei Fußballfeldern wird die WM noch einmal ohne Vorrundenaus nachgespielt. Und für musikalische und filmische Unterhaltung ist ebenfalls gesorgt. Spannend gestaltete Infostände laden zudem ein, sich spielerisch mit gesunder Ernährung, neuen Medien und Bildung zu beschäftigen. Da will man hin!



Klangfarben-Workshop

So 11. November 2018
14-17 Uhr

KLANGFARBEN

whiteBOX
im WERK3, Atelierstr. 18

Materialkosten: 8 Euro
pro Kind (ab dem weiten
Kind 5 Euro)

whitebox-muenchen.de

Musik malen

Klangfarben – So heißt der einmal im Monat stattfindende Workshop, in dem Musiker, Musikvermittler und die Bildenden Künstler der whiteBOX-Atelieregemeinschaft gemeinsam mit Kindern zwischen 6 und 9 Jahren und ihren Eltern Musik in Bilder übersetzen. Das macht nicht nur Spaß, sondern sorgt auch dafür, dass Eltern und Kindern einander oft von einer ganz neuen Seite kennenlernen. Inhaltlich orientiert sich der Workshop am Programm der whiteBOX und am Spielplan des Bayerischen Symphonieorchesters. Die Anmeldung für den Workshop erfolgt unter: 089-215 446 220 oder per Mail: office-whitebox.art

Sunday Gottesdienst
u.a. mit Dr. Claudia
Häfner



So 14. Oktober 2018,
ab 17 Uhr

SUNDAY GOTTESDIENST

NachtKantine
Atelierstr. 28

sunday-muenchen.de

Prost, Gott!

„Urban christian life“ lautet das Motto der Sunday-Initiative, die einmal im Monat zu einem besonderen Gottesdienst einlädt. Dieser findet nämlich ganz bewusst in einer Bar, genauer gesagt in der NachtKantine statt. Neben interessanten Predigten wech-

selnden Geistlicher, Gebeten und Gesprächen gibt es beim Sunday-Gottesdienst daher auch noch gute Musik und gute Drinks. Der Gottesdienst wird nicht nur auf Deutsch, sondern auch auf Englisch abgehalten, um auch Christen aus anderen Ländern die besondere Begegnung mit Gott zu ermöglichen.

Sa 20. Oktober 2018
17-23 Uhr

NACHTKONSUM

*TonHalle
Atelierstr. 24*

Eintritt: 3 Euro
Standgebühr: 11 Euro/qm
tonhalle-muenchen.de

Endlich wieder Nachtkonsum

Wenn sich Samstagnachmittag dutzende Händler mit Säcken und Kisten voller Schätze auf den Weg in die TonHalle machen, ist endlich wieder Zeit für den legendären Nachtkonsum. Münchens größter Nachtflohmarkt begeistert durch seine einmalige Atmosphäre mit Livemusik und spannende Händlern aus ganz Bayern. Nicht umsonst sind die Standplätze meist schon Wochen zuvor ausgebucht. Um 17 Uhr geht die Schatzsuche und Schnäppchenjagd los. Bis 23 Uhr darf gefeilscht und gezockt werden. Endlich ein Flohmarkt, für den man ausschlafen kann, ohne Gefahr zu laufen, die besten Stücke zu verpassen.



Nachtkonsum



Jeder will berühmt sein

Di 13. November 2018,
19 Uhr

SUPERORGANISM

*Technikum
Speicherstr. 26*

Eintritt: 20 Euro
technikum-muenchen.de

Indie-Pop? Wer hört denn so was noch? Sollte jeder. Vor allem, wenn die Songs von Superorganism stammen. Gerade mal seit einem Jahr gibt es die achtköpfige Band, die sich über die sozialen Medien gefunden und kennengelernt hat und deren Mitglieder aus Großbritannien, Japan, Neuseeland, Australien und Südkorea stammen. Diese Internationalität sorgt für einen lebendigen Sound, der fröhlich ist, ohne hohl zu sein.

Aktuelle News auf
www.werksviertel-mitte.de und
in der Werksviertel App



WO IST DER MENSCH, WENN ER MUSIK HÖRT?



Konzerthaus, Musicalbühne, zahlreiche Clubs plus drei Livebühnen für Konzerte: Das Werksviertel-Mitte entwickelt sich immer mehr zu Münchens neuer Musikstadt, in der die Besucher ein spannendes Miteinander von Hoch- und Populärkultur erleben. >



Text
Daniel
Wiechmann

Martin Grubinger ist ständig in Bewegung. Er wippt in der Hüfte, sein Oberkörper schwingt, manchmal singt und summt er die Rhythmen mit. Immer wieder unterbricht er den 14-jährigen Simon Werner, der mit seinen wild über dem Scheitel liegenden blonden Haaren auch als junge Version von Justin Bieber durchgehen könnte. Die beiden stehen an der Marimba, einem Schlaginstrument afrikanischen Ursprungs, und üben gemeinsam ein Stück von Matthias Schmitt vor Publikum. Werner ist einer von drei Schülern einer Meisterklasse, Grubinger einer der weltbesten Percussionisten. Die öffentliche Meisterklasse ist Teil des Education Programms des Bayerischen Symphonieorchesters und findet im Technikum im Werksviertel-Mitte statt.

Nur gut 100 Meter entfernt von dem Ort, an dem bald das neue Münchner Konzerthaus entstehen wird. Grubinger weiß das. Als er mit Werner am hauchzarten Echo des Hauptmotivs arbeitet, motiviert er den jungen Musiker mit der Aussicht, selbst einmal in dem neuen Konzerthaus aufzutreten: „Und in der Akustik des neuen Konzertsaals drüben, wird das so klasse sein, dass du das voll pianissimo spielen kannst.“ Ein Schmunzeln huscht über Werners Gesicht. Und auch im Publikum ist in diesem Moment eine wohlige Spannung spürbar, die der Gedanke an das neue Haus der Musik auslöst. Münchens neues Konzerthaus.

Als im November 2017 nach jahrzehntelangem Ringen endlich der Siegerentwurf des neuen Konzerthauses präsentiert wurde, war die Neugier in der ganzen Stadt riesig. Zehntausende kamen ins Werksviertel-Mitte, um sich selbst ein Bild von den Entwürfen aller am Planungswettbewerb beteiligten Büros zu machen. Leidenschaftlich wurden das Für und Wider der unterschiedlichen Ideen diskutiert.

Und der ein oder andere machte sich auch erstmals selbst ein Bild von dem Viertel, über das ganz München derzeit redet. Nicht nur wegen des Konzertsaals.

Da wären die futuristischen Loft-Büros für Kreative, die in Zeitschriften wie „Business Punk“ gezeigt werden. Oder die Schafe auf dem Dach des WERK3, die Teil eines ökologischen Bildungsprojektes für Jugendliche sind. Ins Viertel gelangt man durch eine Pop-up-City aus Schiffscontainern, die von oben bis unten mit Graffiti bemalt sind. Solcherlei „Wunderlichkeiten“ begegnen einem im Werksviertel-Mitte zuhauf.

Obwohl das Viertel noch immer zur Hälfte eine Baustelle ist, strahlt es schon jetzt urbane Lebendigkeit aus, die man in München jahrelang vermisst hat.

Offenheit, Lebendigkeit, Vielfalt. Das sind Werte, die auch einen Ausnahmemusiker wie Martin Grubinger vom Werksviertel-Mitte begeistern. Vielleicht liegt es daran, dass der 34-jährige Österreicher mit seiner Kunst selbst erstmal gegen alte Denkmuster und Hörgewohnheiten ankämpfen musste. Ein Schlagzeuger in einem Konzertsaal? Wo gab es denn früher sowas? Heute reißen sich die großen Häuser um den energiegeladenen Musiker, dem es vielleicht gerade deshalb, weil er die Dinge eben nicht so gemacht, wie alle anderen, gelungen ist, sein Talent voll zu entfalten und eine mitreißende Virtuosität zu entwickeln, die das Publikum überall auf der Welt in ihren Bann zieht.

Auch im Werksviertel-Mitte will man die Dinge nicht so machen, wie sonst überall in der Stadt. Das gilt auch für die Musikszene, die sich derzeit im Viertel ansiedelt. Nur 30 Meter von der Bühne im Technikum entfernt, auf der Grubinger durch seine Meisterklasse führt, fand am selben Tag noch eine Vorstellung des neuen Musical-Hits „Fack Ju Göhte“ statt. Dabei war es nie geplant, das sogenannte WERK7 einmal als

>
Mitreißend: Martin Grubinger, einer der weltbesten Schlagzeuger, bei einer Masterclass im Technikum im Werksviertel-Mitte





>
Wie man aus einem alten
Kartoffellager ...

>>
... in Rekordzeit ...

>>>
... die coolste Musi-
calbühne der Republik
macht.



Theaterraum zu nutzen. Dass das Musical zum Kinoerfolg schließlich doch im Werksviertel-Mitte landete, ist eine dieser typischen Werksviertel-Geschichten und für Simone Linhof, Artistic Producer bei Stage Entertainment, bis heute ein absoluter Glücksfall.

„Als wir den von Constantin konzipierten Musical-Stoff das erste Mal hörten, war uns schnell klar, dass das Thema und die Art des Stücks nicht in unsere klassischen Häuser mit rotem Plüschteppich und Orchestergraben passen. Wir dachten, dass das Musical ein anderes Ambiente und eine andere Form von Theater braucht. Eine alte Fabrikhalle oder eine alte Schule vielleicht. Außerdem wollten wir gerne in München bleiben.“ Doch wo treibt man ausgerechnet in München in zentraler Lage eine solche Location auf? Alle die von den Plänen hörten, kamen zu einem vernichtenden Urteil: „Da findet ihr nie was. Nicht in München.“ Stage schickte dennoch einen

Scout los. Und schnell hatte man das Werksviertel-Mitte auf dem Plan. Bei der Besichtigung vor Ort schwanden die Hoffnungen. TonHalle und Technikum waren schließlich für Konzerte und andere Veranstaltungen eingerichtet. Doch dann stand man plötzlich im alten Kartoffellager der Pfanni-Werke, dem heutigen WERK7. „Das war auf den ersten Anschein ein schwieriger Raum, vor allem wegen der Pfeiler“, erinnert sich Linhof. Doch für die Produzentin war schnell klar, dass das Stück nur dort geht. Auch wegen des Ambiente drumherum, mit der mit Graffitis übersäten Containerstadt und all den anderen umfunktionierten Industriegebäuden. „Das passte einfach perfekt.“

Das sahen auch die Macher des Werksviertel-Mitte so. Es gibt Clubs auf dem Gelände, Konzerthallen, bald das neue Konzerthaus, warum also nicht auch eine feste Musical-Bühne? Eine solche hat in München bisher schließlich gefehlt. Offenheit, Lebendigkeit, Vielfalt. Im Werksviertel-Mitte begreift man Stadt immer als einen Ort, den man gestalten kann. Also wurde das WERK7 in

Rekordzeit umgebaut. „Eine traumhafte Zusammenarbeit“, sagt Linhof. Unter anderem konnte man mit den Architekten des Viertels planen und alle Probleme aus dem Weg räumen. Wie würde der Ton funktionieren, wenn nebenan im Technikum zeitgleich ein Punk-Konzert läuft? Für die



SIMONE LINHOF

Im WERK7 hat München endlich auch eine feste Musical-Bühne bekommen. „Für uns ist das Werksviertel ein absoluter Glücksfall“, findet Simone Linhof, Artistic Producer bei Stage Entertainment. „Der Charme der komplett sanierten Industriegebäude oder die allgegenwärtige Street Art passen einfach perfekt zu jungen Musicals wie ‚Fack Ju Göhte.‘“

<
Musical-Action hautnah:
Das Fack Ju Göhte- Musical im WERK7

∨
Rock is not dead. Zu-
mindest nicht in Eddy's
Rockclub.



^
Heut geht was. Im Americanos.

>
Das neue Münchner Konzerthaus. Werner Mittelbach, Klarinettist beim Bayerischen Symphonieorchester schwärmte in der TV-Sendung Klick Klack schon jetzt: "Der Architekt und der Akustiker entwerfen hier nicht nur ein Gebäude, sie bauen ein Instrument."

Graffitis im Theater (unbedingt einmal auf die Toiletten gehen!) zeichnete der Street Art-Künstler Loomit verantwortlich, der sein Atelier im Viertel hat. „Wir wurden so herzlich aufgenommen“, sagt Linhof erleichtert und gesteht, dass man am Anfang auch nervös gewesen sei. Schließlich werde Stage Entertainment von außen oft als Riesenkonzern wahrgenommen. Was, wenn der nun in dem jungen kreativen Werksviertel-Mitte aufschlägt? Mit einem Musical? „Da gibt es ja durchaus Vorurteile. Aber von Minute eins war alles positiv und gut.“ Die letzten Vorbehalte, wenn es denn bei jemandem welche gab, wurden spätestens nach der von Publikum und Kritikern umjubelten Premiere ausgeräumt. „Das Musical ist kein, nur um Musik erweiterter Aufguss des ersten ‚Fack Ju Göhte‘-Films. Das Musical ist ein gleichwertig neben dem Film stehendes Meisterwerk, das emotional sogar den Film toppt!“, schrieb etwa die Münchner Abendzeitung. Und die Süddeutsche Zeitung lobte. „Power wie nach fünf Dosen Energy-Drink.“ Am meisten freute Simone Linhof, dass das Musical sowohl bei jungen als auch älteren Leuten ankommt. „Ich war mit meinen Eltern und meinen Neffen in der Vorstellung. Bei meinen Eltern war ich etwas nervös. Auch wegen der manchmal direkten Sprache. Aber alle waren absolut begeistert.“ Ende 2018 ist erstmal Schluss für Zeki Müller, Lisi, Danger und Chantal. Dann kommt ein neuer Stoff ins WERK7. Zehn Jahre will Stage Entertainment im Werksviertel-Mitte bleiben und mit jungen Stoffen Leute ins Musical holen, die mit dem Genre bisher noch gefremdelt haben.

Im Grunde könnte sich bereits an dieser Stelle der Kreis schließen. Hier das Musical, dort die klassische Musik, die sich an einem nicht nur musikalisch aufgeschlossenem Ort wie dem Werksviertel-Mitte erneuern und verjüngen können.





Doch Klassik und Musical sind ja nur zwei der Musikangebote, die man im Werksviertel-Mitte erleben kann. Da wären ja auch noch die Clubs, in denen zu handgemachter Rockmusik oder fröhlichem Schlager getanzt wird.

Es gibt Projekte wie die Klangfarben, bei denen Kinder unter Anleitung von Musikern des Bayerischen Symphonieorchesters und Künstlern der whiteBOX die Emotionen eines Musikstücks in gemalte Bilder verwandeln. Neulich präsentierte der Norweger Terje Insungset im Werksviertel-Mitte seine elegische Musik, die er auf aus Eis geformten Instrumenten spielte. Im kommenden Winter wird er zu einem mehrtägigen Eismusikfestival auf das Dach des WERK3 bitten. Im Sommer 2017 fand auf dem Platz, an dem bald das

neue Konzerthaus stehen wird, mit dem FNY Festival ein elektronisches Musikfestival der Extraklasse im Werksviertel-Mitte statt, bei dem sogar die Tiefgarage, der sogenannte Auto-speicher, zur Bühne wurde.

Im Juni diesen Jahres war die Musiktheater Biennale mit Teilen

ihrer Programms in der whiteBOX zu Gast. Das Münchner Kammerorchester und der ARD-Musikwettbewerb kamen ebenfalls ins Viertel. Und die Macher des Container Collective haben mit der „Spanplatte“ erst im Herbst letzten Jahres ein skurriles Club-Refugium eröffnet, das mit immer neuen Partys bespielt wird. Das ist gelebte Offenheit, Lebendigkeit, Vielfalt. Ein Mit- und Nebeneinander von Hoch- und Populärkultur.

Wo ist der Mensch, wenn er Musik hört?“, fragen Musikwissenschaftler gern in Anspielung auf die Wirkung, die Musik auf jeden von uns hat.

Musik ist schließlich immer auch eine abenteuerliche Reise an einen magischen

Ort, der aus von Noten gemachten Emotionen und Bildern besteht. In München wird man im Zukunft jedoch wohl öfter eine ganz pragmatische Antwort auf diese philosophische Frage zu hören bekommen. „Wo ist der Mensch, wenn er Musik hört?“ Im Werksviertel-Mitte natürlich.



^
„Es ist fantastisch hier im Werksviertel zu sein, wo in den nächsten Jahren großartige Musik entstehen und ein großartiger Konzertsaal sein wird. Ich glaube alle Musiker, nicht nur die des Bayerischen Symphonieorchesters, freuen sich darauf.“
Star-Percussionist Martin Grubinger zeigt sich begeistert von der Standortwahl für Münchens neues Konzerthaus.

HEINZ BURGHARD

(Lebens-)Künstler, 63

Der Pop-Artist Heinz Burghard hat sein Atelier und seine Galerie im Werksviertel-Mitte und blickt auf ein Leben zurück, das mindestens so bunt ist, wie seine Bilder.

Seine Geschichte: Ein Gespräch mit Heinz Burghard gehört zu den großen Glücksmomenten, die man im Werksviertel erleben kann. Der Pop Art-Künstler, der schon seit Jahren mit seinem Atelier auf dem Gelände zu Hause ist, wird gern auf seine Zeit in New York und seine Nähe zur legendären Factory von Andy Warhol reduziert. Doch das ist ein Fehler und wer ihn macht, verpasst die besten Geschichten aus dem Leben des Künstlers, das so bunt ist, wie seine Bilder. Etwa die Story von Burghards erstem Trip nach London Anfang der Siebziger, als die Bahn noch mit speziellen Angeboten Jugendliche in Massen in die Stadt an der Themse karrte. Während der Fahrt, erinnert sich Heinz Burghard, wurde er, der damals 16-Jährige, beim Kartenspielen von einem Achtjährigen abgezockt. Und er weiß auch noch, dass er in dem Zug, der voll mit jungen Menschen war, die nur Unfug und Alkohol im Kopf hatten, zu den Glücklichen gehörte, die sich schon in Belgien übergeben durften. „Daher konnte ich im Gegensatz zu vielen anderen die Fahrt mit der Fähre genießen.“ In London waren er und sein mitreisender Freund dann gleich nach dem ersten Wochenende pleite. Ein Polizeiverhör musste



MENSCHEN IM WERKS- VIERTEL

Was sie bewegt. Was sie bewegen.

Wir haben drei besondere
Menschen aus dem Werksviertel
nach ihren Projekten, ihrer
Motivation und ihrer Beziehung
zur Stadt befragt

er auch über sich ergehen lassen, weil er in Ermangelung eines Schlüssels versucht hatte, in sein Hotel über den Hintereingang einzusteigen. Aber am Ende ging doch alles irgendwie gut. So wie eigentlich immer im Leben von Heinz Burghard. Etwa, als er am Farbkopierer im Burda-Verlag die Copy-Art für sich entdeckte, als er die Geburtstagsfotos der Mitarbeiter nicht wie gewünscht nur vergrößerte, sondern allerlei lustige Sache damit anstellte. „Das kam sehr gut an.“ Außer beim Chefredakteur, der in der Kunst nur Toner-Verschwendung sah. Auch das mit dem Malen folgte nicht einem großen Plan, sondern ergab sich irgendwie. „Ich hatte einen Freund, der malte. Also habe ich auch angefangen ein bisschen zu malen. Als ich dann bei einer improvisierten Ausstellung in der Wohnung meines Freundes gleich zwei Bilder für 600 Mark verkauft habe, dachte ich mir: Damit mache ich weiter.“ Dabei ist es bis heute geblieben und Heinz Burghards Werke haben nichts von ihrer Kraft, ihrer Ironie und Schönheit eingebüßt. Wenn er nicht in seinem Atelier ist, findet man Heinz Burghard oft in seiner Galerie im WERK3 und hin und wieder auch im Info-Container, wo er neugierigen Leuten das neue Werksviertel-Mitte erklärt. Sollten Sie ihn dort treffen, fragen Sie ihn doch mal beiläufig danach, wie er damals seine Höhenangst mit einem Fallschirmsprung kurieren wollte. Eine ganz wilde Geschichte. Versprochen.

Dein Lieblingsplatz in der Stadt? Na hier, auf dem Knödelpfad. Vor allem, wenn die Sonne lacht. Früher habe ich auch das Glockenbachviertel gemocht, bevor es so zugebaut wurde.

Was gefällt dir an deiner Stadt am meisten? Auf die Frage kann ich gar nicht so recht antworten. Wie alles im Leben hat alles zwei Seiten. Ich bin vom Sternzeichen Zwilling. Ich glaube zwar nicht an Sternzeichen, aber so eine Dualität spüre ich schon in mir. Ich denke, dass etwas, das schön ist, nicht nur schön sein kann. Genauso wie etwas, das mies ist, auch eine positive Seite hat.

Was magst du an deiner Stadt nicht so gern? Was fehlt dir? Ich bin zwar großartig darin, auch immer die andere Seite der Medaille zu sehen, allerdings mag ich über das, was ich nicht als schön empfinde, gar nicht reden. Das will doch auch keiner hören.

Zu welcher Zeit bist du am liebsten in der Stadt unterwegs? Tagsüber. Da ist es am gesündesten. Früher bin ich nachts dorthin gegangen, wo die Musik toll war. Jetzt gehe ich doch nicht mehr irgendwo hin, wo ich die Musik schon mal gar nicht mag. Ich war außerdem vor Jahren auf so einer Veranstaltung, da waren auch die ganzen tollen Frauen von damals. Nur, diese Superfrauen, die sind jetzt alle Mitte 50.

>
Der Pop-Art-Künstler
Heinz Burghard in
seiner Pop-Up-Galerie im
WERK3.







NIKOLAS FRICKE

Schäfer*, 35

Nikolas Fricke kümmert sich seit September 2017 um das Thema Nachhaltigkeit im Werksviertel-Mitte und er betreut die kleine Herde Schwarznasenschafe, die hoch oben auf dem Dach des WERK3 auf einer Wildblumen- und Kräuterwiese grast.

Seine Geschichte:

Schafe auf einem Dach. Alles klar. Als bekannt wurde – lange bevor das WERK3 im Werksviertel-Mitte fertiggestellt worden war –, dass hoch oben auf dem Gebäude einmal eine kleine Herde Schafe grasen wird, hielten das viele für einen Marketing-Gag. Nun sind die Schafe schon eine Weile da und mit ihnen Nikolas Fricke. Und wenn man dessen Geschichte hört, fragt man sich am Ende, was eigentlich ungewöhnlicher ist: Die Schafe, die auf der Dachterrassen-Alm als natürliche Rasenmäher fungieren, oder nicht doch eher der Mann, der sich um sie kümmert? Denn, wie um alles in der Welt, findet man in einer Stadt wie München

überhaupt einen Schäfer? Darüber grübelte man auch im Werksviertel-Mitte eine ganze Weile und kam schließlich auf die Idee, es mit einer ungewöhnlichen Stellenanzeige zu versuchen. Die Abendschau des Bayerischen Rundfunks plante nämlich einen TV-Beitrag über die Tiere auf dem Dach. Könnte man den nicht mit einem Aufruf verbinden, dass für die Schafe noch ein fachkundiger Betreuer gesucht werde? Man konnte. Und siehe da: Wenig später meldete sich Nikolas Fricke, ein Schäfer, der am Goetheplatz wohnt und der sich vor allem wegen seiner Kinder gefragt hat, wie er das Thema Tiere mit einem Leben in der Stadt zusammenbringen könne. „Vögel im Käfig? Das geht gar nicht. Hamster und Mäuse? Waren auch keine ernsthafte Option.“ Der studierte Landwirt und Nachhaltigkeitsmanager suchte nach etwas Ehrlichem. „Wo es den Viechern auch gut geht.“ So kam er auf die Idee, Schafe zu halten. Durch Zufall war er dann auf einen Bauern



am Starnberger See gestoßen, der gerade nach jemanden suchte, der die Fläche unter seiner neuinstallierten Solaranlage pflegt. Fricke schlug ihm eine natürliche Lösung, die Schafe, vor. Der Bauer willigte ein und Fricke wurde zum Schäfer. Seit September letzten Jahres kümmert er sich nun eben auch zusätzlich um die kleine Herde auf dem Dach des WERK3. Fricke ist aber nicht nur Schäfer, sondern verantwortet auch das Nachhaltigkeitskonzept, das in den kommenden Monaten nach und nach im Werksviertel-Mitte umgesetzt werden soll. Die Schafe sind nämlich erst der Anfang, um mehr Natur ins Viertel zu bringen. Neben Ideen für ein ökologisches Bildungskonzept, an dem Fricke gerade arbeitet, wird beispielsweise ein naturkundlicher Rundgang, inklusive Bienenlehrpfad und Ameisenformicarium, im Treppenhaus des WERK3 entstehen. Auch andere Projekte, wie eine Aquaponik-Anlage, in der Fischzucht und Gemüseanbau ressourcenschonend kombiniert werden, sind in Zukunft denkbar. Klingt verrückt. Aber das war mit den Schafen auf dem Dach ja nicht anders.

Dein Lieblingsplatz in der Stadt? Mittlerweile bin ich in der glücklichen Situation zu sagen, dass mein absoluter Lieblingsplatz in München mein Arbeitsplatz ist. Hier habe ich einen tollen Ausblick über die Stadt, arbeite in einem lebensfrohen Umfeld und bin zudem inhaltlich und körperlich gefordert.

Was gefällt dir an deiner Stadt am meisten? Dass

meine Frau und ich unseren Interessen nachgehen können. Sie ist Inspizientin in der Bayerischen Staatsoper und ich Schäfer auf der Alm. Das alles in einem Umkreis von fünf Kilometern. Wo gibt es das sonst? Die Oper, die Isar, die Nähe zu den Seen und Bergen, all das sind Aspekte, die diese Stadt schon sehr schön machen.

Was magst du an deiner Stadt nicht so gern? Was fehlt dir? Dass unser Staubsauger hinter dem Sessel im Wohnzimmer versteckt werden muss, weil wir nicht bereit sind, immer höhere Preise für normalen Wohnraum zu bezahlen. Ansonsten fehlt mir nichts.

Zu welcher Zeit bist du am liebsten in der Stadt unterwegs? Eigentlich hat es immer einen Grund, wenn ich in der Stadt unterwegs bin und diese Vielzahl an Gründen halten sich nicht an feste Zeiten, aber generell mag ich ungewöhnliche Randzeiten, wie beispielsweise dieses Jahr am Neujahrsmorgen, an dem ich nach den Schafen auf dem Dach geschaut habe. Oder des Nachts bei starkem Schneefall auf einem Kontrollgang vom Dach des WERK3 zu sehen, wie die ganze Stadt im Schnee versinkt.

> Nikolas Fricke stellte sich jahrelang immer wieder die eine Frage: "Wie könnte ich Natur und Stadt zusammenbringen?" Jetzt arbeitet er als Schäfer und Öko-Beauftragter des Werksviertel-Mitte

und Beauftragter für Ökologie, Umweltbildung und Soziales im Werksviertel-Mitte



MICHAELA HAAS

Floristmeisterin, 44



Ihre Geschichte: Das mit den Blumen muss Michaela Haas in den Genen liegen. Schließlich waren schon die Eltern ihrer Mutter Zierpflanzengärtner und die ihres Vaters Gemüsegärtner. Und als der Vater die Mutter kennenlernte, ließ er das Gemüse Gemüse sein und machte fortan gemeinsam mit seiner Frau in Blumen. So wie nun die Tochter eben auch. Früher fand sich der Laden von Blumen Haas ein Stück weiter stadtauswärts auf der Rosenheimer Straße. Doch dann bekam man – wie praktisch, wenn auch die OTEC auf der Kundenliste steht – die Möglichkeit, in einen hübschen kleinen Laden ins neue Werksviertel zu ziehen. Michaela Haas überlegte nicht lange und nun ist ihr Shop im ECKhaus genauso ein Farbtupfer wie die mit Graffiti besprühten Schiffscontainer gegenüber. Vor allem der mit Rollrasen ausgelegte grüne Thron gleich neben dem Eingang übt eine schier magische Anziehungskraft aus. So wie auch die alten Gerätschaften und Wägelchen vom Bauernhof, mit denen die Angebote hübsch vor der Tür in Szene gesetzt werden. Drinnen fallen ein zum Büro umfunktioniertes Gewächshaus, eine balinesische Tür und eine antike Holztheke sofort ins Auge. Es dauert ein wenig, bis man sich an dem Angebot, das Michaela Haas und ihre Mitarbeiter hier bereithalten, sattgesehen hat. Auf den ersten Blick unsichtbar ist das Knowhow von Blumen Haas, auch wenn es ziemlich groß ist. Schließlich hat man bereits Events mit 25.000 Orchideen bestückt oder einen Saal an nur einem Tag gleich zweimal neu geschmückt, passend zur Veranstaltung am Vormittag und am Abend. Eine Lieblingsblume hat Michaela Haas nicht. Frische, saisonale Ware liegt ihr am Herzen. Die wissen auch immer mehr Kunden zu schätzen. Deren Geschmack ändert sich allerdings wie in der Mode. „Mal mögen die Leute Rosen mit großen Köpfen. Dann sollen es eine Zeit lang wieder die mit den kleinen Köpfen sein.“ Wundern muss sich Michaela Haas manchmal nur über die überzogenen Erwartungen mancher Leute. Etwa, wenn fürs Fotoshooting knallrote Rosen gesucht werden. „Die gibt es so nicht. Außer man zieht die Farbe hinterher mit





Photoshop hoch.“ Blumen sind Lebewesen, die funktionieren nicht auf Knopfdruck. Ganz wichtig ist es für Michaela Haas daher auch, ihren Kunden zu vermitteln, wie man Blumen richtig pflegt. „Dass man die Blumen zu Hause noch einmal anschneiden sollte, wissen die meisten. Ganz wichtig ist aber auch eine gründlich gereinigte Vase. Sonst setzen Bakterien den Blumen sofort zu.“ Und stellt man die Blumen neben eine Obstschale mit Äpfeln, sorgen die dafür, dass die Pflanzen schneller welken. Und zu welcher Blume greift man am besten, wenn man keinen grünen Daumen hat? Auch da weiß Michaela Haas Rat: „Zyperngras. Das kann sogar im Wasser stehen. Da kann man beim Gießen kaum etwas falsch machen.“ Mehr Infos zum sympathischen Shop von Blumen Haas gibt es unter www.blumenhaas-muenchen.de.

Dein Lieblingsplatz in der Stadt?

Ich mag den Wittelsbacher Brunnen und den Königsplatz. Vor allem im Sommer ist es dort wunderschön.

Was gefällt dir an deiner Stadt am meisten? Der oft dörfliche Charakter der einzelnen Viertel mitten in der Großstadt.

Was magst du an deiner Stadt nicht so gern? Den Verkehr, der meist kurz vor dem Kollaps steht.

Zu welcher Zeit bist du am liebsten in der Stadt unterwegs? An einem Sommerabend, wenn die Sonne untergeht.

> Blumen liegen ihr in den Genen. Floristmeisterin Michaela Haas führt im Werksviertel den Familienbetrieb ihrer Eltern weiter.



DAS  ORIGINAL
ORIGINAL SERVIERT

FÜR ALLE, DIE DAS ORIGINAL LIEBEN.

COKE AUS DER KLASSISCHEN GLASFLASCHE.



Coca-Cola, Coke und die Konturflasche sind eingetragene Schutzmarken der The Coca-Cola Company.

WERK AN WERK

Was kommt wann
wohin im Werksviertel-
Mitte?

Das Werksviertel wird sich in den kommenden Jahren ständig verändern. Hier stellen wir die aktuellen und zukünftigen Projekte speziell im Werksviertel-Mitte vor, sowie den Zeitplan, in dem sie realisiert werden sollen.

WERK3



Urbane Energie: Das erste Flaggschiff des neuen Werksviertels mit **LOFT**-Büros für kreative & innovative Denker, **Flagship-STORES, CLUBS, GASTRO**-Spots, vielen Künstlern und Schafen (auf dem Dach).

KONZERTHAUS



Wo früher das WERK2 stand, wird der Freistaat Bayern in den kommenden Jahren das neue Konzerthaus für das Bayerische Symphonieorchester errichten. Im Oktober 2017 wurde der Entwurf des österreichischen Teams Cukrowicz Nachbaur Architekten zum Sieger des Planungswettbewerbs gekürt.

WERK7



In Rekordzeit wurde das ehemalige Kartoffellager in eine schicke **MUSICAL**-Bühne verwandelt, auf der **STAGE Entertainment** in Zukunft den Münchnern junge Musical-Stoffe zeigt.

WERK17



Noch mehr coole **SHOPS** und innovative **GASTRONOMIE**. Plus: 300 Hotelzimmer. Seit Mai 2017 wird das neue **WERK17** gebaut. Geplante Eröffnung: 2020.

TONHALLE



Bald wird auch die beliebte **KONZERT-** und **EVENT-**Halle im Werksviertel-Mitte runderneuert. Backstagebereich, Catering, Backoffice, Lounge – alles neu! Rock on!

CONTAINER COLLECTIVE



Shops, Ateliers, Food, Drinks, Künstler, Werkstätten: Die **Container-POP-UP-City** im Werksviertel steckt voller Überraschungen. Seit 2017 eröffnet.

WERK12



Place to be: Mitte 2019 werden im **WERK12** das spektakulärste **WELLNESS-** und **SPORT-**Studio der Stadt sowie aufregende **GASTRO**-Konzepte ein architektonisch markantes Zuhause finden.

WERK1 + WERK14



Schon jetzt ist die Münchner **STARTUP-** und **GRÜNDER-**Szene im Werksviertel zu Hause. Schritt für Schritt wird das **WERK1** aufgestockt und erweitert. Zusätzlich entstehen hier auf der Rückseite **APPARTMENTS** und eine **KITA**.

WERK4



Oben elegantes 4 Sterne-plus **HOTEL**, unten lebendiges **HOSTEL** mit 500 Betten. Das markante **WERK4** ist das neue, weithin sichtbare Wahrzeichen des Werksviertels. Dafür werden auf das Kartoffelsilo noch 50 Meter oben drauf gebaut.



faromedia creative network – interactive GmbH & Co. KG

Atelierstr. 1,
81671 München

TELEFON +49 89 4132152

E-MAIL redaktion@daswerkmagazin.de

HERAUSGEBER Markus Wiegand (V.i.S.d.P.)

CHEFREDAKTION Daniel Wiechmann

ART DIRECTION Ivana Bilz, Eventfabrik München GmbH

REDAKTION Jan Kluge, Katharina Wagner

MAGAZINENTWICKLUNG Prof. Michael Müller, Markus Wiegand,
www.faromedia.de

GESTALTUNG Ivana Bilz, Rabea Ulbrich

SCHLUSSREDAKTION Natascha Amann

PROJEKTKOORDINATION

Natascha Amann

MITWIRKENDE AN DIESER AUSGABE Katharina Inselkammer, Marcus Jeutner, Sandra Bisbing, Nikolay Kolev, Florian Mann, Hanno Rauterberg, Loomit, Ilse Aigner, Dr. Markus Blume, Tom Koehler, Heinz Burghard, Nikolas Fricke, Michaela Haas, Martin Grubinger, Simone Linhof

BILDREDAKTION Eventfabrik München GmbH

BILDNACHWEISE Titel, 9, 12, 36, 38, 40, 45, 53, 56, 58, 65, 71, 74, 75, 76, 77 unten, 78 oben, 82, 87, 92-102, 104 WERK3, 105 WERK7 & Container Collective: Ivana Bilz | 9,

Foto Sokrates: Sting, CC BY-SA 2.5, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=3569936 | 32, Foto Kolev: Presse | 35: Marcus Jeutner | 41, Foto Bisping: Presse | 43, Foto Mann: Pamela Meindl | 47 Foto Rauterberg: Presse | 47-51, Illustration: Loomit | 59, 80: Franz Weise | 52 Foto Aigner: Presse | 53, Foto Blume: Presse | 72, 80 Foto Hafner, 86: Karo Wiucha | 74 Foto Superbowl, 80 Foto JuKi, 81 Foto Nachtkonsum, 90 unten: Rabea Ulbrich |

75, Essen: Aloha Poke | 77, Startup-Teens: WERK1 | 78, unten links: Tine Brand | 80, Klangfarben: Mehtap von Stietencron | 81, Superorganism: PC Steph Wilson | 85, 91: BR / Astrid Ackermann | 87 Foto Linhof: Presse | 88 Rendering: Cukrowicz Nachbaur Architekten | 90, oben: Thor Egil Leirtrø | 104ff, Rendering Gelände: Steidle Architekten | 104, Foto Konzerthaus: Cukrowicz Nachbaur Architekten | 105, Rendering WERK17: formstadt architekten GmbH | 105, Rendering Tonhalle: Hild und K | 105, Rendering WERK12: MVRDV Architekten | 105, Rendering WERK1+14: Hild und K | 105, Rendering WERK4: Steidle Architekten

ANZEIGENLEITUNG

faromedia creative network – interactive GmbH & Co. KG

VERTRIEBSDIREKTION

Natascha Amann

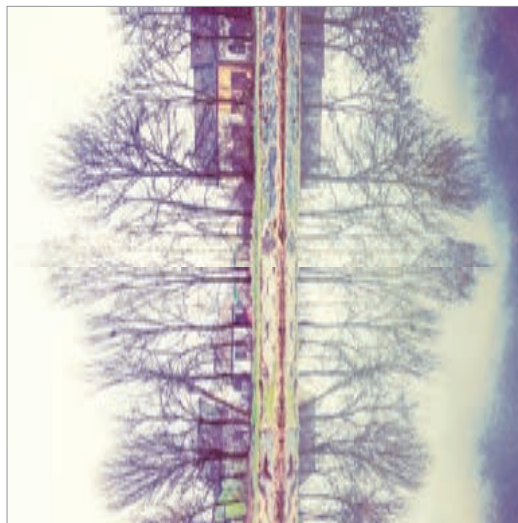
DRUCK DruckArt, Kaufering, www.druckart.de

AUFLAGE 15.000 Stück

VERTEILUNG Prosac-Vertrieb, München

ERSCHEINUNGSTERMIN September 2018

VORSCHAU



Ausgabe 03.19 mit dem Schwerpunktthema

Kann das endlich weg? Alt vs. Neu – Stadt zwischen Tradition und Innovation

Wie entsteht eigentlich das Neue? Wann muss das Alte Platz für das Neue machen? Und wann und warum, lohnt es sich, das Alte zu bewahren? Stadt ist ein permanentes Spannungsfeld von Geschichte und Erneuerung. Ein Magazin über Innovation, Identität und Aufbruch.

MARISS JANSONS PORTRAIT



5 CD 900157

Die von BR-KLASSIK zum 75. Geburtstag des Maestros neu veröffentlichte CD-Edition bietet einen repräsentativen Querschnitt jenes Repertoires, für welches der Chefdirigent von Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks immer wieder und in besonderem Maße aufgrund seiner hervorragenden interpretatorischen Qualitäten gefeiert wird.

Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks

MARISS JANSONS



CD 900154

SERGEJ RACHMANINOW DIE GLOCKEN – SYMPHONISCHE TÄNZE

Die beiden Meisterwerke, die Rachmaninow als seine besten Kompositionen verstand, wurden in Münchner Konzerten im Herkulesaal der Residenz aufgezeichnet – herausragende Interpretationen von wesentlichen Kompositionen des symphonischen Repertoires des frühen 20. Jahrhunderts unter der Leitung von Mariss Jansons.

Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks

MARISS JANSONS

© Peter Meisel



MÜNCHENS SCHÖNSTE **EVENT LOCATION**
IM WERK3